

*Das Mittelalter 13 (2008) 1, S. 183–210*

## Rezensionen

Richard BARBER, *Der Heilige Gral. Geschichte und Mythos*. Aus dem Englischen von Harald Ehrhardt. Düsseldorf/Zürich, Artemis & Winkler 2004.

Richard Barber hat den Versuch unternommen, „nachzuzeichnen, was wir über den Gral wissen“ (9). Er arbeitet dabei offensichtlich nicht – wie etwa V. Mertens (*Der Gral. Mythos und Literatur*, 2003) – unter der Prämisse von Auswahl und Prägnanz, sondern versucht, sich seinem Thema von möglichst vielen Seiten zu nähern; er begibt sich auf die Suche nach den Spuren, die der Gral bzw. die Beschäftigung mit ihm hinterlassen haben. Dazu stellt er in einem ersten Teil den ‚Perceval‘ Chrétiens de Troyes (im Folgenden dort häufig und irreführend als „Original“ bezeichnet) mit seinen Fortsetzungen, ‚Le Roman du Saint-Graal‘ Roberts de Boron, den ‚Perlesvaus‘, den ‚Lanzelot-Gral‘ und Wolframs von Eschenbach ‚Parzival‘ (mit einem deutlichen Schwerpunkt auf den Szenen um den Gral und die Heilige Lanze) dar. Auf dieser Basis befasst er sich im zweiten Teil ausführlich mit Erscheinungsform, Funktion und Präsentation des Grals. Barber zieht dabei auch bildliche Darstellungen und theologische Texte sowie den Reliquienkult heran, um mögliche Ursprünge und Verbindungslinien aufzuzeigen (etwa die Ähnlichkeiten der Gralszeremonie mit der Eucharistie). „Wolframs Idee vom Gral“ (Kap. II.7) bildet noch einmal einen Schwerpunkt, bevor auch die späten deutschen Artusromane und die „letzte Blüte“ (Kap. II.9) – v. a. Thomas Malory – in den Blick genommen werden. Der dritte Teil beschäftigt sich mit der Rezeption der Texte in Wissenschaft und Kunst (Schwerpunkt 19. Jh.). Zum Abschluss geht Barber auf „geheime Überlieferungen“ (Freimaurer, Rosenkreuzer) und „esoterische Lehren“ ein (Kap. III.3).

Diese Materialfülle macht zweierlei deutlich: Barber bietet eine umfangreiche Sammlung von Einzelaspekten und Texten, ist aber schließlich auch zu Einschränkung und Aus-

wahl gezwungen. Zumindest ab dem späten Mittelalter ist das Material so vielfältig, dass die Darstellung notwendig verkürzt und zu wenig differenziert ausfällt. Bei der Betrachtung der Texte verzichtet Barber weitgehend auf eine Analyse des Handlungsgeschehens oder des Stellenwertes von Gral und Lanze im Gesamtkontext. Stattdessen versucht er, die einzelnen Werke in ihren Entstehungszusammenhang einzuordnen, um mögliche Hintergründe zu beleuchten: So zeigt er etwa eine Verbindung der Familie Philipps von Flandern mit der ‚Heiligblutreliquie‘ auf und sieht darin ein Motiv Philipps für den Auftrag zu Chrétiens ‚Perceval‘ (19f. und 159–165). Er geht dabei von der Auffassung des Grals als Behältnis des Blutes Christi aus, ohne freilich an dieser Stelle noch einmal deutlich zu machen, dass bei Chrétien nur die Lanze mit Blut in Verbindung gebracht wird.

Die erfreulich vielen Direktzitate aus Primär- und Sekundärtexten werden zum einen nicht immer belegt (z. B. 104f., 108), zum anderen werden die Zitate aus der Forschungsliteratur nur selten mit Zeitangaben versehen, so dass erst die Anmerkungen, z. T. auch erst das Literaturverzeichnis, eine chronologische Einordnung der Zitate bzw. Thesen ermöglichen.

Durch seinen umfassenden Ansatz gelingt es Barber immer wieder, überraschende Verbindungslinien aufzuzeigen (oder vorzuschlagen), wie etwa bei der Frage, weshalb das zentrale Amt des Gralsträgers in einer Zeremonie, die deutliche liturgische und eucharistische Züge aufweist, weiblich besetzt ist. Barber beschreibt bildliche Darstellungen der Kreuzigung bzw. von Kreuzigungslegenden, die u. a. „eine symbolische Figur, meist als ‚Ecclesia‘ [...] bezeichnet“, zeigen, „die das Blut Christi in einer Schale auffängt“ (155); dabei geht es ihm auch hier nicht um eine „Gleichsetzung“, sondern um die Spurensuche nach allgemeinen Hintergründen und möglichen Bezügen.

Nicht selten kommt es vor, dass Aussagen über den Text mehr oder weniger unkommen-

tiert stehenbleiben: „... bei Wolfram ist er [der Gral] Teil einer Reise zur Erlangung weltlicher Vollkommenheit“ (146); dabei geht Barber nicht auf die Diskussion um die Über-, Gleich- oder Unterordnung von Artus- und Gralswelt ein (die Dissertation von K. Pratelidis wird gleichwohl im Literaturverzeichnis aufgeführt).

Insgesamt wird Barber dem selbst gestellten Anspruch einer umfassenden Spurensuche dennoch weitgehend gerecht; die gebotene Materialsammlung wiegt die z. T. unübersichtliche Präsentation auf. Bei der jüngeren Literatur setzt Barber einen deutlichen Schwerpunkt auf englischsprachige Publikationen, wie auch die Bezeichnung von Graham Phillips' Buch (*The Search for the Grail*, 1996) als „letzte Entdeckung des Grals“ (334) zeigt. Dabei ignoriert er etwa das Werk von Michael Hese-mann (*Die Entdeckung des heiligen Grals*, 2003), der den Gral in Nordspanien „findet“.

Ein Mangel der deutschen Ausgabe sind die zahlreichen Verschreibungen, die häufig fehlerhafte Kommasetzung und grammatikalische Schwächen.

Im Ganzen betrachtet bietet Barbers Spurensuche nach „Geschichte und Mythos“ des Heiligen Grals sowohl dem interessierten Laien als auch dem Wissenschaftler eine spannende Lektüre.

*Andrea Schindler, Bamberg*

Eberhard BECHSTEIN, *Die Tierberger Fehde zwischen den Grafen von Hohenlohe und den Herren von Stetten (1475 bis 1495). Ein Streit zwischen Rittern, Grafen, Fürsten und dem Kaiser am Vorabend der Reichsreform.* Köln/Weimar/Wien, Böhlau 2004.

Die Tierberger Fehde zwischen den Grafen von Hohenlohe und den Herren von Stetten gehörte zu den letzten legalen Fehden des Mittelalters. Der Ewige Landfriede entzog im Jahre 1495 die rechtliche Basis für das zuvor jahrhundertlang übliche und gebräuchliche Konfliktlösungsmittel der Fehde. Damit war der juristische Weg in die Neuzeit gewiesen,

in der die Wahrung der Rechtsordnung immer mehr zur Aufgabe staatlicher Institutionen und universitär ausgebildeter Juristen wurde. Bechsteins Untersuchung zeichnet auf aussagekräftiger Quellengrundlage minutiös die kriegerischen und prozessualen Ereignisse nach und gibt damit einen plastischen und lebensnahen, weit über das lokalhistorische Interesse hinaus bedeutsamen Eindruck dieser Auseinandersetzung an der Schwelle zur Neuzeit. Der örtlich begrenzte Streit rückte unversehens in den weiteren Kontext des Kampfes der Fürsten um die Reichsreform.

In acht Hauptabschnitten schildert Bechstein die Hintergründe und den Ablauf der Fehde von ihrer Vorgeschichte, dem Verkauf der Burg Tierberg im späten 14. Jh. an die Herren von Stetten, über die Kämpfe und Prozesse zu ihrer Wiedererlangung im letzten Drittel des 15. Jh. bis zum endlich erreichten Kompromissfrieden. Ein umfangreicher Anhang mit edierten Quellentexten (183–248), ein Quellen- und Sekundärliteraturverzeichnis (249–260) sowie eine Übersicht zu den technisch besonders schön gestalteten Farbabbildungen im Mittelteil des Buches (261 f.) schließen das Werk ab. Leider fehlt ein Abkürzungsverzeichnis, und am Anfang des Quellenverzeichnisses (249) erschließt sich dem Leser nicht ohne weitere Nachforschung, dass die erstgenannten Archivalien aus dem Hohenloher Zentralarchiv Neuenstein stammen.

Gerade die detailgetreue Lebensnähe der Darstellung hebt hervor, wie verschieden die Denk- und Handlungsweise der mittelalterlichen Akteure im Vergleich zur Gegenwart anmutet. So ist es schwer nachvollziehbar, dass die Burg Tierberg, die wohl leicht zu verteidigen gewesen wäre, zunächst faktisch ohne jeden Widerstand von der Familie Stetten preisgegeben wurde (22), während man später mit großem Aufwand versuchte, diese von außen mit militärischen Mitteln zurückzuerobern (35, 75). Ebenso verwunderlich erscheint die Feststellung, dass die Parteien nach einem jahrelangen Konflikt im Prozess gar nicht recht gewusst hätten, worüber sie eigentlich prozessieren sollten (129). Das Bestreben,

derartige Widersprüche aufzulösen, durchzieht Bechsteins Untersuchung. Ganz überwiegend überzeugen seine Interpretationen und erhöhen das Verständnis für die Gegebenheiten der Zeit. Größere Vorsicht ist allerdings bei der Verwendung moderner Begriffe wie der Berufung (169, 176) geboten.

Besonders wertvoll ist die Darstellung der involvierten politischen Kräfte und ihrer divergierenden Interessen (102, 111–118), auf die Bechstein großes Gewicht gelegt hat. Erst vor diesem Hintergrund wird deutlich, aus welchen Gründen und mit welcher Zielsetzung sich die wichtigsten und mächtigsten süddeutschen Herrscher und schließlich sogar der Kaiser selbst in diesem doch eher unbedeutend erscheinenden Konflikt engagierten, um eine Lösung herbeizuführen.

*Ralf Frassek, Halle (Saale)*

Britta BUSSMANN, Albrecht HAUSMANN, Annelie KREFT u. Cornelia LOGEMANN (Hgg.), Übertragungen. Formen und Konzepte von Reproduktion in Mittelalter und Früher Neuzeit (Trends in Medieval Philology 5). Berlin/New York, Walter de Gruyter 2005.

Der vorliegende Band dokumentiert die Ergebnisse einer Tagung, die vom 18.–20. Juni 2004 stattfand und von der Forschernachwuchsgruppe „Stimme – Zeichen – Schrift in Mittelalter und Früher Neuzeit“ am Zentrum für Mittelalter- und Frühneuzeitforschung der Universität Göttingen organisiert wurde. Den thematischen Fluchtpunkt bildet der Bearbeitungscharakter mittelalterlicher Textualität, der im Kontext der Literaturwissenschaft in jüngerer Zeit mit den Leitbegriffen „Wiedererzählen“ (Worstbrock) und „Übersetzung“ (Grubmüller) in den Blick genommen wurde und hier durch das bewusst weit gefasste Rahmenkonzept „Übertragung“ einer interdisziplinären Weiterung und Erprobung zugeführt werden soll.

Die Herausgeber haben den Band in vier Sektionen aufgeteilt, deren erste dem Begriff der „Äquivalenz“ unterstellt ist. Die Beiträge

decken eine Spanne vom hohen Mittelalter bis zum Ende des 16. Jh. ab und dokumentieren auch mit ihren Gegenständen, von der Musiknotation über Praktiken der Botschaftsübermittlung bis hin zu Einrichtungsfragen anhand von Urkundenübertragungen oder Druckgraphik, die Breite des Zugriffs. Eine Gemeinsamkeit liegt in der Erkenntnis, dass die Geltungsregeln für die Zuschreibung von Gleichwertigkeit von Vorlage und Reprodukt je historisch, gebrauchts- bzw. kontextanalytisch, aber auch medial zu differenzieren sind.

Es folgen zwei Sektionen, die eher klassisch literaturwissenschaftlich ausgerichtet sind und sich den einschlägigen Konzepten „Wiedererzählen“ und „Übersetzen“ widmen. Die Grenzen sind hier fließend, aufgrund sachlicher Nähe, aber auch weil in der Sektion „Wiedererzählen“ drei von vier Beiträgen Beispiele bieten, die mit Sprachwechseln verbunden sind. Die Sektion „Übersetzen“ bietet naturgemäß ebenfalls eher Beispiele, denen der Status der Übertragung offensichtlich eingeschrieben ist. Ausgespart bleibt damit der weite Bereich mittelalterlicher Textüberlieferung, deren Eigenart unter dem Stichwort der Varianz zwar gut bekannt ist, aber unter dem Aspekt reproduzierender Textualität noch einmal auf ihren spezifischen Status hin befragt werden könnte, insbesondere mit Blick auf historische Konzepte von Textidentität.

Mit dem Beitrag von *Stefan Schweizer* wird dann schon zur abschließenden Sektion „Übergänge“ hingeführt, die wieder das Hauptaugenmerk auf den handschriftlichen Kontext der Texte legt, vornehmlich auf Text-Bild-Relationen. Er zeigt am Beispiel von Torello Sarainas ‚De origine et amplitudine civitatis Veronae‘ auf, wie Gelehrte und Stadt- aristokraten im 15. Jh. durch archäologische Beschreibung, druckgraphische Abbildung und architektonische Wiederaufnahme an die antike Tradition Veronas anschließen, nicht zuletzt zum Zwecke sozialer Distinktion. An diesem interessanten Beitrag ist besonders auffällig, dass er sehr offensichtlich den Begriff der Rezeption vermeidet. Dies scheint dem Bemühen geschuldet, sich dem Leitbe-

griff des Bandes einzufügen; eine explizite Abgrenzung zum Begriff der Antikenrezeption, der hier problemlos an die Stelle des Übertragungsbegriffes gesetzt werden könnte, findet nicht statt. Damit scheint ein konzeptionelles Grundproblem des Bandes auf, denn seine Stärke, mit dem weiten und unbelasteten Begriff der Übertragung die Chance zu einer unvoreingenommenen Erhebung des Feldes der Vorlagenrelationalität zu eröffnen, erweist sich zugleich als seine größte Schwäche. Sie wird insbesondere greifbar in den Einleitungen der Herausgeber, die zu sehr auf die Generalisierung ihres Konzeptes als auf die Differenzierung des Feldes setzen, wie sie von den Beiträgen durchaus geleistet wird. Es zeigt sich ein teilweise erstaunliches Ausblenden von einschlägigen Forschungsparadigmen zur relationalen Konstitution von einzelnen Texten, aber auch des literarischen bzw. des kulturellen Systems in viel grundsätzlicherem Sinne. Namentlich wären hier die Wissensbestände der Rezeptionsgeschichte und der Intertextualitätstheorie zu nennen. Die entsprechenden Folien müssten aufgespannt werden, um die Spezifik des Zugriffs zu verdeutlichen. Stattdessen wird zu schnell auf die Alteritätsthematik geschwenkt in Form der Kontrastierung von präziser vs. variierender Reproduktion, die als zu erledigende Vorurteilsstruktur der Moderne gegenüber dem Mittelalter problematisiert wird. „Angemessen und methodisch plausibler wäre es dagegen, auch auf der Seite der Moderne unterschiedlichste Reproduktionsformen in den Vergleich miteinzubeziehen. Die quantitative Dominanz von mechanisch reproduzierten Objekten und ihre verfahrensbedingte Invarianz täuschen nämlich häufig darüber hinweg, dass auch in der Moderne allenthalben [...] ohne große Rücksicht auf Äquivalenz reproduziert wird“ (Hausmann, XIX). Als Beispiele dienen Spielfilm- und Theateradaptationen. Ignoriert wird an dieser Stelle, dass für solche Verhältnisse nie die Behauptung von Textidentität im Raum steht. Deshalb sind hier die Konzepte von Adaptation, Rezeption oder Intertext auch hilfreicher, als wenn man versuchen wollte,

zunächst alle Bearbeitungen unter das Konzept Vorlage-Reprodukt zu fassen, um dann mühselig die Differenzen (wieder) zu entdecken. Die Folge sind Verwechslungen sehr gut unterscheidbarer Dinge: „Auch die Moderne kennt Nacherzählungen, Kinderbuchversionen und Filmfassungen als Reprodukt bekannter Klassiker, die [...] ebenso deutlich vom Original abweichen wie die Textfassung einer mittelalterlichen Handschrift“ (Bußmann, 3). Bietet wirklich jede Handschrift eine Textfassung, und sind Fassungen das gleiche wie Versionen? Hier wird zugunsten eines allgemeinen Konzeptes von „Übertragung“, das als Dach für unterschiedliche Epochen, aber auch Phänomene dienen soll, ein hoher Entdifferenzierungspreis gezahlt.

Diese Kritik betrifft aber nur den Umstand, dass es in den Einleitungen nicht gelungen ist, das Konzept theoretisch überzeugend einzukreisen, was sicher der Enge des Raumes, vielleicht aber auch dem Umstand geschuldet ist, dass die sehr verschiedenen Phänomene nicht unter einen Begriff zu subsumieren sind. Dass sich das Bemühen um eine konzeptionelle Differenzierung lohnen würde, zeigen die lesenswerten Beiträge des Bandes eindrücklich.

Lorenz Deutsch, Köln

John FRANCE (Hg.), *Medieval Warfare 1000–1300* (The International Library of Essays on Military History). Aldershot, Ashgate 2006.

Die ungezählte Reihe widmet sich bedeutenden Kriegen oder bedeutenden Abschnitten der Militärgeschichte aus sämtlichen Zeitaltern und allen Teilen der Welt. Jeder Band vereint Aufsätze, die schon vorher gedruckt worden sind, sich jedoch als besonders einflussreich erwiesen haben, wie *J. Black* im Vorwort zur Gesamtreihe schreibt (IX). Die vorliegende Sammlung umfasst 31 sachlich geordnete Beiträge. In der Einleitung legt *J. France*, der Herausgeber des Bandes, die Gesichtspunkte seiner Auswahl sowie die Erkenntnisfortschritt-

te dar, die von den zwischen 1952 und 2002 erschienenen Veröffentlichungen ausgegangen sind (XI–XXIV).

Etwa zwei Fünftel der Aufsätze beschäftigen sich mit den Kreuzzügen und den Kreuzfahrerstaaten. Sie können in dieser Besprechung leider nicht gewürdigt werden, ebenso wenig wie mehrere Arbeiten über das spätere 12. und das 13. Jh., die andere Gebiete als den Nahen Osten behandeln.

Die ersten Beiträge gehen der Frage nach, woraus die gepanzerten Reiter, also die „Ritter“ im waffentechnischen Verständnis, ihren Unterhalt bezogen. Für das normannische Reich hatte *J. O. Prestwich* 1954 nachgewiesen (1–25), dass ein beträchtlicher Anteil von ihnen über keinen eigenen Grundbesitz verfügte, sondern auf Kosten des Königs versorgt wurde. Es sei angemerkt, dass sich diejenigen *milites* des deutschen Königs, die für die Zeit seit dem 11. Jh. als Ministerialen bezeichnet werden, in einer ähnlichen Lage befanden. Später ging die Entwicklung auseinander: In England erwuchs die königliche Finanzverwaltung weitgehend aus der Notwendigkeit, die Heere zu bezahlen. Dieser Sachverhalt führt zur Untersuchung des Söldnertums im weiteren Sinne. Ein berühmtes Beispiel – wohl das früheste – für einen Soldvertrag stellt die Übereinkunft zwischen Heinrich I. von England und dem Grafen Robert von Flandern dar, die im Jahre 1101 geschlossen wurde. Dieser Vertrag in der englischen Übersetzung von *E. van Houts* aus dem Jahre 1998 bildet das zweite Stück des vorliegenden Bandes (27–32). Der dritte und der vierte Beitrag (*St. D. B. Brown* [1989], 33–52 u. *J. Richard* [1952], 53–62) untersuchen die Soldzahlung oder die Löhnung. In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, dass die Krieger erst dadurch zu Söldnern werden, dass ihre Verpflichtungen gegenüber dem Kriegsherrn allein aus der Geldzahlung erwachsen und nicht aus einem anderen Rechtsverhältnis. Der bloße Empfang eines Entgelts machte den Kriegsmann nicht zum Söldner. Der Kriegsherr musste für den Unterhalt seiner Leute während eines längeren Feldzugs regelmäßig

aufkommen, weil diese sich nur für kurze Zeit aus eigenen Mitteln versorgen konnten. Im Weiteren geht der Band auf die Entwicklung der Waffen und des Pferdmaterials sowie des Anteils der Reiter und der Fußgänger an den Heeren des betreffenden Zeitalters ein (*I. Pierce* [1987], 63–84, *R. H. C. Davis* [1987], 85–100, *C. Gaier* [1965], 101–144, *R. A. Brown* [1980], 145–170, *M. Bennet* [1998], 171–184 u. *M. Prestwich* [1995], 185–204). Zwei Aufsätze widmen sich dem Burgenbau am Beispiel des Grafen Fulko Nerra v. Anjou bzw. Englands (*B. S. Bachrach* [1983], 205–232 u. *Ch. Coulson* [1996], 233–270). Hier hätte ein Vergleich mit dem deutschen Burgenbau der Salierzeit nahegelegen. Auch rein Technisches findet Berücksichtigung, und zwar in dem Beitrag von *D. R. Hill* (1973) über die Hebelgeschütze (271–288). Schließlich sei auf die Ausführungen von *St. Morillo* (1990) zur Schlacht von Hastings verwiesen (299–312), der die Sonderstellung dieses Ereignisses herausgearbeitet hat.

*Matthias Springer, Magdeburg*

Johannes FRIED u. Otto Gerhard OEXLE (Hgg.), Heinrich der Löwe. Herrschaft und Repräsentation (Vorträge und Forschungen. Hrsg. v. Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte 57). Stuttgart, Jan Thorbecke 2003.

Heinrich der Löwe und kein Ende! So könnte sich beklagen, wer die rasche Aufeinanderfolge von Biographien, Sammelbänden und einer großen Ausstellung des Jahres 1995 zur Geschichte und Lebensleistung dieses Fürsten der Stauferzeit auch nur noch zu überblicken versucht. Die Kunstgeschichte und die Germanistik, die klassische Verfassungsgeschichte und jüngst gar die Geschichtstheorie haben sich am prominenten Gegenspieler Friedrich Barbarossas abgearbeitet, und es besteht wenig Grund zu der Annahme, dass dieser Prozess der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit einem in der Tat bedeutenden Mann in den kommenden Jahren erlahmen wird. In den

Zusammenhang dieser Diskussion, deren prominente Anfänge in der NS-Zeit zu suchen sind, als Arbeiten über den „Staat Heinrichs des Löwen“ erschienen und der Ort seines Grabes in Braunschweig zu einer NS-Weihestätte umgebaut und damit umgedeutet wurde, gehört auch der vorliegende Sammelband aus der renommierten Reihe „Vorträge und Forschungen“ des Konstanzer Arbeitskreises. Er geht auf ein Kolloquium des Jahres 1995 zurück, dessen Ergebnisse mit immerhin achtjähriger Verspätung nun publiziert werden konnten – Grund genug für ein entschuldigendes Vorwort der Herausgeber, Grund genug vielleicht aber auch, einmal darüber nachzusinnen, ob nicht Tagungen grenzwertig zu werden beginnen, deren Ergebnisse erst dann veröffentlicht werden, wenn sie bereits wieder zu veralten drohen, vor allem, weil der Manuskriptabschluss in den meisten Fällen 1998 erfolgt zu sein scheint. Mediävistische Erkenntnisse haben glücklicherweise eine längere Halbwertszeit als solche – sagen wir – der Biochemie, aber aere perennius sind sie eben auch nicht.

Das vorweggeschickt, ist nun ein durchweg gelungener Sammelband anzuzeigen, zu dem Kunsthistoriker (*Hiltrud Westermann-Angerhausen, Peter Seiler*), Literaturhistoriker (*Dieter Kartschoke*) und eine Reihe von Historikern (*Bernd Schneidmüller, Olaf B. Rader, Jürgen Petersohn, Ulf Dirlmeier, Thomas Zotz, Matthias Becher, Werner Hechberger*) beigesteuert haben. *Franz-Reiner Erkens* ordnet in einer klug gewichtenden und vorsichtig wertenden Zusammenfassung die Ergebnisse in den Zusammenhang bisheriger Forschungen ein. Die Ergebnisse sind kaum im Einzelnen zu referieren, aber die besondere Qualität insbesondere der interdisziplinär zum Nachdenken auffordernden, bisweilen dieses Nachdenken sogar schon vorführenden Beiträge sollte man herausheben: Was *Schneidmüller* in einer weit über Heinrich den Löwen selbst hinausreichenden Darstellung der Bedeutung Braunschweigs für die Welfen ausführte (27–81), zeigt auf souveräne Weise die blanke Notwendigkeit, bei einer solchen Fra-

gestellung die eigene Disziplin zu überschreiten. Wenn der Historiker *Olaf B. Rader* nach Byzantinischem im Krönungsbild von Heinrichs des Löwen berühmtem Evangeliar sucht (199–238), vermengen sich gleichermaßen Fragestellungen der Geschichte und der Kunstgeschichte, und einmal mehr wird – quasi en passant – deutlich, wie bedeutend die Anregungen von Ernst Kantorowicz gewesen sind. *Werner Hechberger* zeigt, gewissermaßen in einer Kurzfassung seiner thematisch einschlägigen Dissertation, dass und wie sehr die Vorstellung vom staufisch-welfischen Gegensatz eine Konstruktion aus dem Nachhinein ist, nicht zuletzt übrigens aus dem 19. Jh. (381–425). Der Germanist *Dieter Kartschoke* betreibt eine durchaus tief greifende Entmystifizierung der Rolle Heinrichs des Löwen als eines der vermeintlich bedeutendsten Gönner der Literatur und der Literaten des 12. Jh. (83–134), zeigt allerdings in seiner letzten Fußnote gleichzeitig, dass die Forschung auch seither nicht stehen geblieben ist.

Ein weiteres Beispiel eines gelungenen Sammelbandes über einen der nach wie vor rätselhaft bleibenden Fürsten der Stauferzeit liegt vor. Die Reihe, in der dieser Band erschien, ist mehr und mehr auf dem Wege zu einem interdisziplinären Geheimtipp, denn die vormals überbordende Präsenz klassischer Felder der Geschichtsforschung wird zunehmend – wenngleich themenspezifisch unterschiedlich stark hervortretend – von interdisziplinären Untersuchungen abgelöst. Die Lektüre dieser Reihe kann gerade Nichthistorikern nur dringend ans Herz gelegt werden.

*Thomas Vogtherr, Osnabrück*

Giles E. M. GASPER u. Helmut KOHLENBERGER (Hgg.), *Anselm and Abelard. Investigations and Juxtapositions* (Papers in Mediaeval Studies 19). Toronto, Pontifical Institute of Mediaeval Studies 2006.

Der mehrsprachige Sammelband (engl., dt., franz.) bietet einen breit gefächerten Aus-

schnitt des vom Internationalen Komitee für Anselm-Studien und dem Tübinger Graduiertenkolleg „Ars und Scientia im Mittelalter und in der frühen Neuzeit“ 2004 veranstalteten Kolloquiums. Die erste Hälfte der 16 Beiträge ist auf Anselm von Canterbury (A.) konzentriert und wird mit auf das Verhältnis von Logik und Theologie gerichteten Überlegungen von *T. J. Holopainen* zum Erbe Lanfrancs bei A., denen jedoch z. T. ein eher konjekturaler Charakter eignet, eröffnet (1–16). Nicht minder grundsätzlich sind die Ausführungen von *K. Kienzler* (17–30), der A.s Werk als systematisches Bemühen, den christlichen Glauben in einen universalen *ordo* einzuordnen, sowie als Art Vorstufe der theologischen Summen deutet; weniger treffend erscheint jedoch die Beschreibung der Methodik A.s als „transzendental-theologisch“. Ähnlich fundamental setzt der Beitrag von *T. H. Bestul* zum Thema Anfechtung und Zweifel an, insofern dieser das spannungsvolle Nebeneinander von rationaler Theologie und privater Meditation bei A. betont und die ‚Meditatio humanae redemptionis‘ als Interpretament für ‚Cur deus homo‘ ins Spiel bringt (56–66). *M. B. Pranger* konzentriert sich hingegen auf einen Vergleich A.s mit J.-L. Marions Phänomenologie der Gabe (48–55). Eher auf die Werküberlieferung beziehen sich *C. Brouwer* und *I. Logan*. Der Erste stellt die von A. vorgenommene rationale Werkabfolge dar und entfaltet die Rolle der *ratio* (in Abgrenzung vom *intellectus*) innerhalb derselben (31–47). Der Zweite greift basal die Forschungsdebatte hinsichtlich der Rolle des Thidricus bei der Entstehung der Werkausgabe A.s (MS Bodley 271) auf (67–86). Zudem gewähren zwei Studien Einblick in die Rezeptionsgeschichte des Werkes bzw. der Person A.s: *R. Wood* wendet sich dem 13. Jh. bzw. der Auseinandersetzung des Richard Rufus von Cornwall (OFM) mit dem ‚Proslogion‘ zu (87–102). *G. E. M. Gasper* entfaltet Grundlinien eines „Anglikanischen A.“ unter Bezugnahme auf Debatten des 19. Jh. Die zweite Hälfte der Beiträge ist v. a. Vergleichen A.s mit Abaelard (Abael.) gewidmet und enthält ebenfalls mehrere funda-

mental ansetzende Beiträge: Am Anfang steht die Unterscheidung erster – weiter zu präzisierender – Grundlinien unterschiedlicher ‚Theologien‘ Abael.s und A.s durch *C. Viola* (118–132). Nicht weniger grundsätzlich ist *M. Perkams* Versuch, Abael.s Unterscheidung von *rationes necessariae* bzw. *verisimiles et honestissimae* nicht nur als Abgrenzung von A. zu deuten, sondern zugleich als ein Konzept, das Abael.s gesamter in der ‚Theologia‘ greifbaren philosophisch-theologischer Konzeption zugrunde liegt und zudem ethisch zugespitzt ist (143–154). Insofern *M. Enders* in seinem die christliche Auseinandersetzung mit dem Judentum und Islam anhand von A., Petrus Venerabilis und Abael. entfaltenden Beitrag zentral A.s Denken im Anschluss an Julia Gauss formal als religiöse Apologetik deutet, wären von hier ebenfalls grundsätzliche Konsequenzen zu ziehen (223–247). *H. Kohlenberger* fragt hingegen – in Bezug auf Abael. ebenso ausgehend von den ‚Collationes‘ – nach der Wahrheit des Dialogs bei beiden Denkern (133–142). Weitere Akzente setzen *S. Ernst* und *T. Shimizu*, wenn sie der Grundlegung der Ethik (155–171) bzw. dem Verhältnis von „Word and Esse“ (179–195) bei A. und Abael. nachgehen. Etwas knapp fällt der Vergleich der beiden Denker hinsichtlich des *peccatum originale* von *H. Yamazaki* aus (172–178). Differenzierter bestimmt *C. Mews* A.s Einfluss auf die Entwicklung der „philosophischen Theologie“ in Paris im 12. Jh. am Beispiel Anselms von Laon, Wilhelms von Champeaux und Abael.s als indirekten (196–222). Betrachtet man den Sammelband insgesamt, so legt der Titel eigentlich eine stärkere Berücksichtigung Abael.s nahe. Zudem ist der bunte Strauß – und damit auch divergierende bzw. konfligierende Zugangsweisen – letztlich unverbunden geblieben. Positiv gewendet heißt dies jedoch, dass dem Leser bzw. der Forschung vielfältige Impulse angeboten werden, die es kreativ aufzunehmen gilt. Dazu bietet ein kombinierter Personen-, Werk- und Themenindex eine wertvolle Hilfestellung.

Ingo Klitzsch, Jena

Martina GIESE, Die Textfassungen der Lebensbeschreibung Bischof Bernwards von Hildesheim (Monumenta Germaniae Historica. Studien und Texte 40). Hannover, Hahnsche Buchhandlung 2006.

Grundlage unserer Kenntnis der Biografie des von 993–1022 amtierenden und 1193 heiliggesprochenen Hildesheimer Bischofs Bernward ist bis heute die von Georg Heinrich Pertz nach der Leithandschrift Hannover, Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv, Ms. F 5 im Jahr 1841 besorgte Edition der ‚Vita Bernwardi episcopi Hildesheimensis auctore Thangmaro‘. Die dieser Edition zugrunde liegende Handschrift wurde im Hinblick auf die Heiligsprechung Bernwards in St. Michael in Hildesheim geschrieben und ist mit Sicherheit diejenige gewesen, aus der im Zuge des Kanonisierungsprozesses in Rom die vorbildliche Biografie Bernwards und die Wunder, die sich bis dahin an seinem Grab ereignet hatten, vorgetragen worden sind. Bald nach Erscheinen der Pertzschen Edition machte sich in der Forschung ein gewisses Unbehagen breit. Zunächst wurde die Hannoveraner Handschrift vom 11. Jh. in die Zeit unmittelbar vor der Heiligsprechung umdatiert. Außerdem ließ sich die uneinheitliche Komposition des Textes nicht übersehen, was Zweifel an der Autorschaft Thangmars begründete. Zudem verunsicherte die jahrzehntelange Ankündigung einer bis heute nicht vorliegenden Neuedition der ‚Vita Bernwardi‘ jeden, der auf dem Pertzchen Text aufbauend weiterführende Forschungen zu Bernward beginnen wollte.

In dieser Situation bietet die Monografie der Münchner Historikerin Martina Giese eine grundsätzliche Neuorientierung, indem sie die Textgeschichte durch eine systematische Analyse der Überlieferung vom 11. bis zum 17. Jh. nachzeichnet. Schreib- und Bibliotheksheimat der meisten Handschriften ist Hildesheim, der zeitliche Schwerpunkt der Überlieferung mit mindestens 17 Textzeugen liegt im 15. Jh. 16 Handschriften enthalten neben der Vita auch einen Abschnitt über die Translation und

die Kanonisation Bernwards, 12 Handschriften überliefern die Vita in einem hagiografischen Kontext. Die gedruckte Überlieferung ist in Anhang II zusammengestellt, auch für die deutschsprachigen Textfassungen werden erste Beobachtungen zu Vorlagen und Filiationen mitgeteilt. Das textkritisch wichtigste Ergebnis der Handschriften-Sichtung ist ernüchternd und ermunternd zugleich: Unter den 27 Textzeugen ist keiner, der die zeitliche Lücke zwischen einer ursprünglichen ‚Vita Bernwardi‘ aus dem Anfang des 11. Jh. und der hagiografischen Überarbeitung von 1192 kodikologisch schließen kann. Statt einer neuen Leithandschrift, die möglicherweise wiederum nur einer „Sackgasse der Überlieferung“ zur „Dominanz“ verhelfen würde – so Gieses Einschätzung der Pertzschen Edition – kämen bei einer Neuedition die zu unterschiedlichen Zeiten und mit unterschiedlichen Absichten entstandenen Fassungen der Vita in den Blick.

Für die noch am Anfang stehende Forschung zur Verehrung Bernwards sind neben den bald nach der Kanonisierung entstandenen Handschriften vor allem zwei späte, bisher unbeachtete und unedierte Überlieferungsstränge von Interesse: Das sind zum einen die zur Ausgestaltung der Messe umgearbeiteten Vitentexte, zum anderen diejenigen Fassungen der ‚Vita Bernwardi‘, die zu Beginn des 16. Jh. mit dem Ziel einer Aufwertung der lokalen Verehrung Bernwards in Hildesheim geschrieben wurden. Sie stammen aus der Feder des für die Hildesheimer Geschichtsschreibung als Historiograf und Fälscher gleichermaßen bedeutsamen Henning Rose (bezeugt 1512–1524), einer faszinierenden Figur, der zur Zeit vielfältiges Forschungsinteresse gilt.

Es ist zu wünschen, dass dieser detailreichen Analyse der Überlieferung bald die entsprechende Edition folgt. Der Gewinn für die Frage nach der Position Bernwards in Kultus und Glaubenspraxis, die bislang kaum auf edierte Texte zurückgreifen kann, dürfte beträchtlich sein.

*Christine Wulf, Göttingen*



Hans-Werner GOETZ, Jörg JARNUT u. Walter POHL (Hgg.), *Regna and Gentes. The Relationship between Late Antique and Early Medieval Peoples and Kingdoms in the Transformation of the Roman World* (The Transformation of the Roman World 13). Leiden/Boston/Köln, Brill 2003.

„Regna and Gentes“ ist das Ergebnis einer Reihe von Arbeitstagungen der Gruppe „Imperium and gentes“ des großen, bereits beendeten Projekts „The Transformation of the Roman World“ der European Science Foundation. Die drei Herausgeber des vorliegenden Bandes haben die Arbeit dieser Gruppe fortgesetzt, um eine der wichtigsten Fragen abzuschließen: Wie hat sich der Schritt von der *gens* zum *regnum* vollzogen? Was waren die Mechanismen, Folgen und Triebkräfte dieses Prozesses? Die *regna* entwickelten sich in der Spätantike vor allem im Westen des Römischen Reiches als neue politische Einheiten und wurden nach den ursprünglich reichsfremden *gentes* benannt, wie im Fall der Goten, Franken oder Burgunder. Kontinuitäten und das konkrete Verhältnis zwischen *gens* und *regnum* sind bislang jedoch ebenso wenig erforscht worden wie der Übergang vom einen zum anderen Phänomen. Die *regna* galten allgemein als eine fortgeschrittene Stufe in der Entwicklung der *gentes*, eine zweifellos anhand gründlicher Analysen der schriftlichen wie der archäologischen Hinterlassenschaft überprüfungsbedürftige Annahme. Der vorliegende Band deckt diesen wesentlichen Aspekt der sozialen, politischen und kulturellen Transformationen ab. Die Einleitung von H.-W. Goetz gibt eine methodische Erläuterung der Analysen des Verhältnisses von *regna et gentes* seitens der Arbeitsgruppe. Die beiden nächsten Beiträge bieten eine breite Sicht in europäischem Rahmen: E. Chrysos („The Empire, the *gentes* and the *regna*“) zeigt den Einfluß römischer Staatlichkeit und politischer Ideen in den westlichen Königreichen in verschiedenen Phasen auf, während P. Wormald („The *Leges Barbarorum*: law and ethnicity in the post-Roman West“) deren Bedeu-

tung für die Gesetzgebung betont. Gegenüber diesen allgemeinen Beiträgen konzentriert sich das Gros der Aufsätze auf die Analyse einzelner Reiche und deckt hier das gesamte Spektrum ab. Dabei treten starke Ähnlichkeiten hervor: Die Fälle der Vandalen in Afrika (J. H. W. G. Liebeschütz), Ostgoten (P. Heather), Sueben, Vandalen und Alanen in Spanien (J. Arce), Westgoten (J. Velázquez), Burgunder (I. N. Wood), Franken (M. Schmauder, H.-W. Goetz), Angeln, Jüten und Sachsen (B. Yorke), Langobarden (J. Jarnut) und Bayern (M. Hardt) stimmen überein sowohl in der Schwierigkeit, aufgrund archäologischer wie schriftlicher Quellen eine Kontinuitätslinie dieser Völker zurück zur Epoche vor ihrer Niederlassung im Westen zu ziehen, als auch in der Bedeutung der Reichsbildung, besonders der Entwicklung eines Königums, für die Ausformung der *gentes*. Das geographische und zeitliche Spektrum des Bandes erleichtert eine vergleichende Annäherung an diese Prozesse, während die Berücksichtigung von nicht im strengen Sinn „germanischen“ Reichen, nämlich der islamischen Herrschaftsbildung auf der Iberischen Halbinsel (A. Christys), des Awarenreichs in Mitteleuropa (F. Daim, W. Pohl) und der komplexen Problematik der keltischen Reiche Großbritanniens (A. Wolf), es erlaubt, das Phänomen in den gebührenden Kontext zu stellen. Die nach mehreren Arbeitstreffen, Diskussionen und Erörterungen abgedruckten Aufsätze werden von einer von H.-W. Goetz redigierten Zusammenfassung mit einer Synthese der Ergebnisse wie auch mit neuen Fragen abgerundet. Der Band wird vervollständigt durch eine aus sämtlichen in den Beiträgen genannten Studien bestehende Bibliographie, die eine erschöpfende Forschungsübersicht zum Thema bietet. Nicht minder nützlich sind die Personen-, Völker-, Orts- und Sachregister, die den Band beschließen.

Joan Pinar u. Gisela Ripoll, Barcelona

Rolf GROSSE (Hg.), *Suger en question. Regards croisés sur Saint-Denis* (Pariser Historische Studien 68). München, Oldenbourg 2004.

Der von Rolf Große, einem hervorragenden Kenner sowohl des Quellenbestandes als auch der Geschichte der Abtei St.-Denis, herausgegebene Band vereint die Beiträge des von ihm veranstalteten Kolloquiums „Pour une meilleure compréhension du rôle de l'abbé Suger: Saint-Denis aux XI<sup>e</sup> et XII<sup>e</sup> siècles“, das im Oktober 2002 am Deutschen Historischen Institut in Paris stattfand. Er hat eine Relektüre der Quellen und der narrativen Paradigmen zum Ziel, die die kunsthistorische und historische Forschung während der letzten Jahrzehnte geleitet haben.

Unter Rückgriff auf die beiden wichtigen Tagungen von New York (1981) und Paris (2000), die neueren Übersetzungen und Editionen der Schriften Sugers (z. B. Gasparri 1996–2001; Speer/Binding 2000) sowie v. a. auch die umfangreichen eigenen Forschungen der Autoren (u. a. Grant 1998; Große 2002) bieten die Beiträge des Bandes nicht nur eine detailreiche Zusammenfassung des Forschungsstandes, sondern auch die im Titel angesprochene Infragestellung allzu sicher geglaubter Einsichten.

Die Untersuchungen zu Sugers Vorläufern und Zeitgenossen (F. G. Hirschmann; R. Große; L. Grant; J. Führer), die Neubewertungen seiner Schriften (A. Speer), seiner Persönlichkeit (J. Dufour) sowie der Beziehungen zu Königtum und Papsttum (F. Gasparri; J. Dufour) und der Urkundenproduktion, -fälschung und -tradierung in St.-Denis (J. P. Clausen; L. Morelle; O. Guyotjeannin) verorten Suger in einem soliden Rahmen zeitgenössischer Denkstrukturen, Karrieren und Handlungsweisen und relativieren auch seine Bedeutung als „Vater“ der Gotik.

Zu den – allesamt recht kurzen – Beiträgen im Einzelnen: *Dufour* beschreibt auf der Basis von Urkunden und Nekrologien die Karriere Sugers und das differenzierte System von „Geben-und-Nehmen“ in der Beziehung zwischen Suger und den Königen bzw. der Abtei

St.-Denis und dem kapetingischen Königtum, an dessen Konstruktion Suger entscheidend mitwirkte. *Hirschmann* vergleicht mit Hilfe eines Katalogs monastischer Reformmaßnahmen (z. B. Schrifttätigkeit, Reliquiensammlung, ...) die Leistungen bekannter Reform-äbte wie Gauzlin de Fleury, Guillaume de Saint-Bénigne, Richard de Saint-Vanne u. a. mit der Tätigkeit Sugers und kommt zu dem Schluss, dass dieser auf bereits seit 100 Jahren etablierte Ideen von „Reform“ zurückgreifen konnte. *Führer* beurteilt die Reformtätigkeit Sugers aus der Perspektive seiner Beziehung zu Bernard de Clairvaux (den Suger in seinen Schriften übrigens kaum erwähnt) und stellt für die üblicherweise auf 1127 datierte Reform von St.-Denis fest, dass es sich wohl – im Gegensatz zu Sugers späteren auswärtigen Reformbemühungen – um eine sehr vorsichtige und milde Reform gehandelt haben muss. Den Befund Hirschmanns stützt auch die Untersuchung *Großes*, der in Sugers unmittelbarem Amtsvorgänger Adam die Figur identifiziert, die die Entwicklung der Abtei St.-Denis zur Königsabtei materiell wie ideologisch vorbereitet hat. Im Anschluss daran warnt *Grant* davor, im grellen Licht der Überlieferung sugerscher Schriften die Bedeutung eines anderen wichtigen politisch tätigen Kirchenmannes aus den Augen zu verlieren. Sie betont, dass die Quellen Geoffroi de Lèves, Bischof von Chartres, als einen wichtigen politischen Berater der Könige und eine moralische Instanz in Reformangelegenheiten zeichnen. Sugers Tätigkeit als Diplomat und im Zusammenhang damit die Bedeutung seiner Italienreise 1123 sind für *Gasparri* unverzichtbar, will man das Bild eines „Multitalents“, das die Forschung von ihm entwirft, adäquat abrunden. Sie zeichnet die einzelnen Stationen seiner diplomatischen Karriere nach, die nicht immer geradlinig verlief.

*Speer* unterzieht die Schriften Sugers – als deren Zielpublikum er die Mönche der Abtei, nicht eine breitere Öffentlichkeit sieht – einer kritischen Lektüre, die vor allem das idealisierte Bild von Suger als Erfinder einer „Leit-ästhetik“ für die gotische (Bau-)Kunst rela-

tivieren soll, das spätestens seit Panofsky die Forschung dominierte. Nach Speer liegt den Beschreibungen Sugers kein ästhetisches sondern vielmehr ein liturgisches Konzept zu Grunde, das aus den einzelnen z. T. unfertigen Gebäudeteilen ein homogenes Ganzes formt.

*Clausen* und *Morelle* zeigen, dass Suger sich im Urkundenbestand seiner Abtei gut auskannte und in geschickter Art und Weise Vorhandenes manipulierte, neu kombinierte und Gefälschtes hinzufügte, um die Stellung der Abtei zu sichern und ihre Macht und ihre Besitzungen zu vergrößern. *Guyotjeannin* bietet einen Überblick über die Entstehung des ‚Cartulaire blanc‘, um dann kurz auf das – selektive – Nachleben von Sugers Urkundenproduktion in der Kartular-Erinnerung von St.-Denis einzugehen.

Ergänzend gibt der Beitrag von *M. Wyss* einen Überblick über die Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen der Abtei St.-Denis und der umliegenden Siedlungen seit den 1970er Jahren. Er identifiziert das 11. und 12. Jh. als bau- und siedlungsgeschichtlich entscheidend für die Geschichte der Abtei. *D. Barthélemy* umreißt im abschließenden Beitrag mit Blick auf das (sakrale) Selbstverständnis und die Stellung der kapetingischen Monarchie die Rolle der Gottesfriedensbewegung als „Waffe“ der Kirche in einem nicht infrage gestellten System der Fehde.

Durch stärkere Bezüge der Beiträge untereinander hätten sich einige Wiederholungen (gerade mit Blick auf das Hauptanliegen) vermeiden lassen. Insgesamt aber bietet der Band auch Nichtspezialisten mit seinem breit angelegten Überblick und den Verweisen auf die wichtigste Literatur einen guten Einstieg in die Thematik.

Anja Lutz, Basel

Hans HECKER (Hg.), *Krieg in Mittelalter und Renaissance* (Studia humaniora 39). Düsseldorf, Droste Verlag 2005.

Gegenwärtig wendet sich die deutsche Mittelalterforschung mit einem beängstigenden Eifer

dem Krieg zu, nachdem sie diesen Gegenstand mehrere Jahrzehnte hindurch gewissermaßen als nicht vorhanden angesehen hat. Allerdings steht bei den betreffenden Unternehmen eher das Bild vom Krieg im Vordergrund als der Krieg selber, wie aus der Einleitung ersichtlich ist, die *H. Hecker* dem Band voranstellt (7–15). Vielleicht hätte es sich empfohlen, beim Forschungsüberblick die einschlägigen Beiträge der Neubearbeitung des „Reallexikons der Germanischen Altertumskunde“ zu berücksichtigen, zumal dieses Nachschlagewerk von etlichen Benutzern als ein Frühmittelalter-Lexikon verstanden wird. Jedenfalls möchte der Leser gern wissen, wie sich das Bild zur Wirklichkeit verhalten hat – vielleicht wie Hollywood zu Stalingrad? Auf diese Frage bekommt man keine Antwort. Die Beiträge, die auf die Einleitung folgen, entstammen einer Ringvorlesung, die 1995/96 an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf stattgefunden hat. Sie scheinen für den Druck bloß ausnahmsweise überarbeitet worden zu sein (7 u. 9). Im Folgenden werden nur die Darstellungen betrachtet, die das Mittelalter behandeln.

*R. Kottje* (17-39) untersucht die „Tötung im Krieg als rechtliches und moralisches Problem im früheren und hohen Mittelalter (7.–12. Jh.)“. Er kommt zu dem Schluss, dass sich zumindest aus den Bußbüchern keine einheitliche Haltung der Kirche ermitteln lässt. *J. Semmler* widmet sich unter dem Titel „Bellum Iustum“ einem viel gequälten Problem (41–63). Es sei daran erinnert, dass die lateinische Wortgruppe in der klassischen Zeit den regelrechten oder rechtsförmlichen Krieg meinte. Dann folgt *H. Hecker*: „Die Kriege der Kiever und der Moskauer Rus‘. Skizzen zu einer Typologie“ (65–92). Er unterscheidet „Stammeskriege im Zuge der Staatsbildung“ (70), „Krieg um feudale Rechte“ (71) – beiläufig: was waren feudale Rechte in der Kiever Rus‘? – innere und äußere Kriege (76f.), Abgrenzungs-, Einigungs- und Befreiungskriege (90). Knapp, aber sehr gehaltvoll und obendrein für die Gegenwart von Bedeutung ist der Aufsatz von *A. Noth*: „Der Kampf des Muslim für seine Religion (Ġihād): Seine

Grundlegung und seine Ausformungen in der Geschichte (bis ca. 1300)“ (93–106). Bei der Untersuchung der muslimischen Rechtsgrundlagen des Krieges geht der Vf. auf das Beuterecht ein. Der Beuteerwerb oder die Beuteverteilung bildete einen wesentlichen Bestandteil des Kriegs- und Heerwesens früherer Zeiten und unterlag oftmals sehr verwickelten Regelungen – nicht nur bei den Muslimen, verdient also stets Beachtung. Nach Noth haben die muslimischen Heere schon im ausgehenden 7. und beginnenden 8. Jh. aus Söldnern bestanden. An diesem Punkt hätte sich der Leser eine Aussage darüber gewünscht, wie der Vf. den Begriff des Söldners versteht. Mit Recht macht Noth darauf aufmerksam, dass der Vorstoß von 732 „eine typische Razzia“ war (103). Schließlich sei auf die Ausführungen des Vf. über den Sultan Saladin hingewiesen. Der Beitrag zeigt, dass man nicht hundert Seiten beschreiben muss, um Wesentliches zu sagen. Die letzten drei der Aufsätze, die dem Mittelalter gewidmet sind, behandeln literarische Schöpfungen. *H. Brall*: „... Bewertungen des Krieges in volkssprachlichen Dichtungen des Mittelalters“ (125–156) betrachtet vor allem mittelhochdeutsche Werke. Ins Altfranzösische vertieft sich *P. Wunderli*: „Guillaume d’Orange, der Krieg und der Frieden“ (157–194). Übrigens treffen wir hier „das Feudalwesen“ an (162), über das wir bereits in der Kiever Rus’ gestolpert sind. Der Vf. scheint das Lehnswesen zu meinen. Als namhafter Fachmann für das spätmittelalterliche Kriegswesen äußert sich *Ph. Contamine*: „Une expérience romancée et personnelle de la guerre au XVe siècle: le Jouvencel de Jean de Bueil“ (195–209) und gibt eine Einführung in das bemerkenswerte Werk, dessen Verfasser (1405/06–1477) sich an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit großen Ansehens erfreute.

*Matthias Springer, Magdeburg*

Karen JONES, *Gender and Petty Crime in Late Medieval England. The Local Courts in Kent, 1460–1560* (Gender in the Middle Ages 2). Woodbridge, Boydell Press 2006.

Die historische Kriminalitätsforschung beschäftigt sich seit geraumer Zeit mit dem Zusammenhang von Geschlecht und Kriminalität. Ausgelöst wurde dieses Forschungsinteresse durch einen die Zeit überdauernden Befund: den generell niedrigen Anteil von Frauen an der Gesamtkriminalität, ermittelt durch Kriminalstatistiken, die sehr unterschiedliches und weitgestreutes Material in vermeintlich aussagekräftige Datenmengen verdichten. Mit Blick auf die überlieferten Daten zu weiblicher Kriminalität in der Vormoderne haben Vertreterinnen der genderhistory vor der Verwendung summarischer Statistiken gewarnt und einen mikrohistorischen Blick auf die Delinquenz von Frauen und Männern in kleinräumigen Untersuchungsregionen angemahnt, der die Konstruktions- und Konstitutionsbedingungen von Kriminalität in geschlechtergeschichtlicher Perspektive genauer beleuchtet. Die von Karen Jones vorgelegte Studie will diese Forderung einlösen und verfolgt mit Blick auf weibliche und männliche Delinquenz („gendered offences“) zwei Ziele: Einerseits die Analyse der Kleinkriminalität in der Grafschaft Kent im Spätmittelalter (1460–1560), andererseits deren Einordnung unter geschlechtergeschichtlichem Blickwinkel. Die Autorin untersucht die Rechtsprechung lokaler weltlicher und geistlicher Gerichte in Fordwich, Canterbury, Sandwich, Queenborough und New Romney. Für die Analyse unterteilt sie die überlieferten Quellen in fünf Deliktgruppen (Eigentumsdelikte, Körperverletzung, verbale Angriffe, sexuelle Vergehen sowie geschlechterspezifische Vergehen) und geht den Fragen nach, wie Gerichte bei geschlechtsspezifischen Delikten urteilten, inwiefern das Geschlecht überhaupt Strafverfolgung beeinflusste, in welcher Form Gerichte eine Sozialkontrolle über Männer und Frauen ausübten und ob sich zwischen 1460 und 1560 Veränderungen in der Rechtspraxis erkennen lassen.

Jones kommt zu dem Ergebnis, dass Frauen weniger schwere Diebstähle begingen, dafür aber – und das ist neu – nicht weniger schwer bestraft wurden als Männer, wie bislang von

der Forschung angenommen. Männer wurden eher eines spezifischen Verbrechens angeklagt, während Jones demgegenüber in den Quellen eher einen weiblichen „Verbrechertyp“ beschrieben findet (44). Die Delikte von Frauen erscheinen häufig als geplant, was Jones aus der Art der Straftaten (Diebstähle und Einbrüche) ableitet. Weiblichen Opfern von Gewalt wurde in geringerem Maße Gerechtigkeit zuteil als Männern, die wiederum – das ist aus zahlreichen Studien bekannt – proportional häufiger bei Gewaltdelikten vertreten waren, was die Autorin auf spezifische Männlichkeitsvorstellungen und das Hormon Testosteron (!) zurückführt (64). Frauen waren hingegen bei Verbalinjurien („scolding“) häufiger vertreten, ein Delikt, das ein spezifisches Vergehen von gut situierten und verheirateten Frauen gewesen sei. Die geistliche Gerichtsbarkeit machte zwar bei der Ahndung von männlichem und weiblichem sexuellen Fehlverhalten keine Unterschiede (168), doch geht Jones davon aus, dass die Konsequenzen für die Frauen (vermutlich) gravierender waren als für Männer. Da Jones mit einer allzu deutlichen Erwartungshaltung die Auswahl der Quellen vornimmt – „the content of the sample used for this book was largely dictated by what had already been used by others“ (18) –, ist das Resümee der Autorin kaum überraschend, nämlich dass sich die Situation für Frauen vor Gericht insgesamt verschlechterte. Sie begründet dieses Ergebnis anhand typischer, aber nicht als geringfügig zu bezeichnender „Frauendelikte“ („petty crimes“) wie Hexerei und Kindstötung, die mit dem Tod bestraft wurden: „being female imposes additional disadvantages which are not suffered by the male“ (200).

Die Berücksichtigung neuerer Studien zur Kriminalitätsgeschichte und eine weniger deutliche Beschränkung auf geschlechtsspezifische Fragestellungen wären wünschenswert gewesen und hätten zu einer differenzierteren Einschätzung des mittelalterlichen Rechts in der Grafschaft Kent geführt. Der einseitige Befund, dass das spätmittelalterliche Recht ausschließlich Repressionsinstrument war und dazu diente, dass Frauen ihre gesellschaftliche Situ-

ation akzeptierten und nicht in Frage stellten (207), bleibt so am Ende unbefriedigend.

*Andrea Bendlage, Bielefeld*

Nathalie KRUPPA u. Jürgen WILKE (Hgg.), *Kloster und Bildung im Mittelalter* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 218; Studien zur Germania Sacra 28). Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 2006.

Der umfangreiche, mit 133 Abbildungen und einer Faltkarte üppig ausgestattete Sammelband widmet sich in 24 Einzelbeiträgen der in Datierung und Autorschaft heftig umstrittenen Ebstorfer Weltkarte im Kontext der hoch- und spätmittelalterlichen Bildung und Klosterkultur. Die geostete, wegen ihrer Größe und ihrer 2.345 Bild- und Texteinträge einzigartige *mappa mundi*, deren Original bei einem Bombenangriff verbrannte, liefert zahlreiche Ansatzpunkte für eine Beschäftigung mit der Bildungs- und Klostergeschichte, für bild- und medienwissenschaftliche Analysen oder für hilfswissenschaftliche und philologische Deutungen. Denn solche auch zur Unterweisung eingesetzten Weltkarten erforderten als bildliche Allegorien und Träger eines theologischen, mythischen und historischen Weltbildes entsprechend geschulte Produzenten und Benutzer. Die aus den Vorträgen einer Tagung hervorgegangenen Aufsätze beleuchten deshalb sowohl die mittel- und norddeutschen Klöster als Institutionen, an denen Bildung vermittelt, Buchmalerei entwickelt und Bildteppiche gefertigt wurden, als auch die Entstehungs- und Rezeptionszusammenhänge der Weltkarte, deren hier untersuchte Details die Urheberschaft des Gervasius von Tilbury (um 1152–nach 1220) wie auch die Frühdatierung grundsätzlich in Frage stellen.

Nach zwei einleitenden Beiträgen, die Klosterschulen als prägende Bildungsinstitutionen europäischer Kultur vorstellen (*M. Kintzinger* zur gesellschaftlichen Funktion des Mönchtums, *Th. Frenz* zu Tagesablauf, Lehrangebot und Klosterdisziplin), gliedert sich der Band in fünf große Bereiche, nämlich Kloster und Bildung in Norddeutschland, Bildung im Bild,

Gervasius von Tilbury, die Ebstorfer Weltkarte und zuletzt (im Grunde entbehrlich, weil ohne inneren Zusammenhang) die Weiterentwicklung klösterlicher Bildung in der Neuzeit. Den breit gefächerten Bildungsauftrag der Klöster untersucht *E. Schlotheuber* anhand der Sprachkompetenz spätmittelalterlicher Nonnen, deren Aufzeichnungen zeigen, dass die Verwendung von Latein Ausdruck und Gedanken disziplinierte und häufig mit Aneignung und Verinnerlichung reformorientierter Maßnahmen verbunden war. Bei einer Bestandsaufnahme der 54 spätmittelalterlichen Männerkonvente der Diözesen Bremen und Verden kann *St. Pätzold* nur 18 Bildungseinrichtungen feststellen, um Inhalte und Formen der dort praktizierten Gelehrsamkeit zu charakterisieren. Die von einer einzigen Person wie Abt Gerhard stark geförderte Schreibtätigkeit im Benediktinerinnenkloster Lamspringe erfasst *H. Härtel* anhand des reichen Quellenbestands vom 12. bis 14. Jh., um die inhaltliche Ausrichtung der Bibliothek, die Vorlieben der Schreiber und die Entwicklung zur frühgotischen Schrift zu veranschaulichen. Ferner analysieren *N. Kruppa* Erziehung, Mäzenatentum und Buchbesitz des Adels im nord- und mitteldeutschen Raum vom 12. bis 14. Jh., *T. Kohwagner-Nikolai* die Entstehung, Verwendung und Funktion der 48 gestickten Bildteppiche und Behänge, die aus Frauenklöstern des Nordharz und der Lüneburger Heide vom 14. bis 16. Jh. überliefert sind. Unter Berufung auf die Vorgeschichte Ebstorfs als Prämonstratenserklöster sowie die Mauritius-Verehrung des Gervasius von Tilbury erläutert *B. U. Hucker* die Zielrichtung des Kults um den schwarzen Heiligen im Einklang mit askanisch-magdeburgischen Versuchen zur Herrschaftsexpansion.

Bildung im Bild ist ein weiterer Leitgedanke. *H. Wolter-von dem Knesebeck* betrachtet das kartographische Meisterwerk im breiten Kontext neuer Bildformen aus dem Vorfeld, handschriftlicher Abbildungen und liturgischer Schemabilder und legt den Halt des Blicks durch Christus als mystische Versenkung aus. Am Beispiel der vier bebilderten Sachsenspie-

gelhandschriften beschreibt *A. Bauer* Herkunft und Gebrauchsfunktion mittelalterlicher Bildquellen als Informationsträger und Merkbilder zum Auffinden von Schlüsseltexten. Die Paradiesdarstellung und die drei zugehörigen Kartenlegenden der Weltkarte prüfen *Chr. Ungruh* im Verhältnis zur *vera icon* und *R. Walter* als Folge verschiedener Textvorstufen und Abschreibfehler, die sich erst in einer späteren Bearbeitung sinnvoll zusammenfügten.

Auch wenn die weiteren Forschungen triftige Argumente liefern, um die großformatige Karte nicht mehr als Schöpfung des Gervasius von Tilbury zu verstehen, erfassen *J. Binns* und *Sh. Banks* dessen intellektuelle Leistungen als belesener Beobachter des gesellschaftlichen Lebens seiner Zeit. *M. Rothmann* analysiert die erzählerische Einbindung der ‚Otia imperialia‘ als höfische Enzyklopädie und Mirabiliensammlung in den zeitgenössischen Alltag, und *J. Strzelczyk* betont auf der Suche nach dem polnischen Gewährsmann gewisse Ähnlichkeiten der Karte mit den ‚Otia‘ in der Darstellung Ostmittel- und Osteuropas.

Die größten Meinungsunterschiede bestehen im Blick auf die Entstehung der Ebstorfer Weltkarte, deren Funktion in der Wissensvermittlung *A.-D. von den Brincken* anhand der Ausdehnung des Christentums bis ans Ende der Welt gemäß den Spuren orientalischer Christen auf den Karten des 12. bis 14. Jh. ergründet. Spannend wird es, wenn *A. Wolf* sich bemüht, Unsicherheiten in Wilkes Argumentationskette zur Datierung um 1300 aufzudecken, und erneut seine gewohnte Frühdatierung um 1235/39 in Verbindung mit einer Zuschreibung der Kartenkonzeption an Gervasius verteidigt, während *H. Kugler* mittels der sorgfältigen Analyse ausgewählter Einzelstellen und Schreibfehler die angebliche Verknüpfung der Ebstorfer Weltkarte mit Gervasius' Gedankenwelt überzeugend als Mythos der Forschung entlarvt. Leider kann *J. Wilke* in den Ebstorfer Handschriftenfragmenten keine weiteren Anhaltspunkte für eine Datierung über Schreiberhände erkennen, so dass eine Anfertigung außerhalb Ebstorfs, etwa in St. Michaelis in Lüneburg, zu vermuten ist. Die

überregionale Bedeutung der auf der Karte verzeichneten österreichischen *Starkenberch urbs* von 1236/1240 bis 1251 nutzt *F. Reichert*, um unter Berücksichtigung der Dauer solcher Rezeptionsvorgänge die Spätdatierung zu stützen. *B. Englisch* entfaltet abermals ihre strittige Theorie von Fixpunkten, Basisdreieck und Entstehungsstrahl, um drei Bearbeitungsstufen der Weltkarte festzulegen: einen Entwurf Hermanns von Reichenau als dem ursprünglichen Verfasser im 11. Jh., die Verankerung der Herrschaftsansprüche der Welfen im 12. Jh. und zuletzt eine um 1243 von Gervasius und einigen Co-Autoren abgeschlossene Ebstorfer Bearbeitung, die eventuell um 1300 nochmals kopiert wurde. Zuletzt plädiert *M. Warnke* unter Verweis auf die mediale Entwicklung vom Manuskript über das Buch zum Computer für open access bei solchen Kulturgütern.

Zum Ausklang wird die Entwicklung der klösterlichen Bildung von der Reformation bis heute angesprochen, die reformatorische Klosterpolitik am Beispiel der Welfen (*I. Mager*) und die Bildungsaufgaben der Klöster heute (*A. Hesse*). Ein Abbildungsverzeichnis sowie ein Orts- und Personenregister runden die überaus anregende Publikation ab, deren besonderer Reiz in den Widersprüchen und Kongruenzen der verschiedenen thematischen und disziplinären Ansätze liegt.

*Ingrid Baumgärtner, Kassel*

Hartmut KUGLER (Hg.), Die Ebstorfer Weltkarte. Kommentierte Neuausgabe in zwei Bänden, Bd. 1: Atlas; Bd. 2: Untersuchungen und Kommentar. Berlin, Akademie Verlag 2007.

Zwei Jahrzehnte des geduldigen Wartens haben sich gelohnt: Endlich liegt uns die zweibändige, großformatige und geschmackvoll ausgestattete Ausgabe der nur noch in Kopie erhaltenen Ebstorfer Weltkarte mit einer Wiedergabe der Texte, einer synoptischen Übersetzung und einer ausführlichen Kommentierung auf insgesamt 545 Seiten, da-

von 65 Farbtafeln, mit eingesteckter Farbkarte vor. Wegen ihrer einzigartigen Größe von 3,58 × 3,56 m (12,74 m<sup>2</sup> Fläche) und mit ihren mehr als 2.000 Bild- und Texteinträgen gilt diese Weltkarte als Prototyp mittelalterlicher *mappae mundi*. Der erste Band liefert detailgenaue Abdrucke der sorgfältig erstellten digitalen Rekonstruktion, deren erklärungsbedürftige Segmentierung in 61 gleich große Bildausschnitte das unhandliche Querformat bedingt. Alle Texteinträge sind neu erarbeitet und übersetzt; erfreulich ist, dass das Rahmenwerk mit Christusbild, Winden und Außenlegenden, entgegen früheren Ausgaben, ein größeres Gewicht erhält.

Der zweite Band bietet die wissenschaftliche Bearbeitung, darunter eine problembewusste Auseinandersetzung mit der gesamten Überlieferung von Sommerbrodt 1891 bis zu Wieneckes vier handkolorierten Nachbildungen von 1953, eine Prüfung des Textwerts aller vorliegenden Zeugnisse mit daraus resultierendem Stemma sowie eine Untersuchung des Kartenbilds hinsichtlich Aufbau, Schrift, Farben und Darstellungstechnik. Aufschlussreich ist vor allem der Versuch, Verwandtschaften und Übereinstimmungen bei den Formulierungen der Legenden zu ermitteln und dadurch Text- und Kartenvorlagen zu erschließen; mit diesem Verfahren gelingt es Kugler, trügerische Verbindungen aufzudecken, darunter fast alle 123 Stellen, die bisher den ‚Otia imperialia‘ des Gervasius von Tilbury zugewiesen wurden, während die Nähe zu anderen Quellen (wie den ‚Etymologiae‘ des Isidor von Sevilla, der ‚Imago mundi‘ des Honorius Augustodunensis und sog. Textheften zu Weltkarten) viel überzeugender ist. Eine Urheberschaft des Gervasius steht damit nicht mehr zur Debatte; über Konkordanzen lässt sich zudem eine Anzahl von Quellen (darunter Solin, Aethicus Ister, Beda, Eusebius-Hieronymus) ausmachen, die den Kartenproduzenten in einem Handapparat zur Verfügung gestanden haben dürften. Plausible Thesen können letztlich auch zur Lokalisierung, Gebrauchsfunktion und Autorschaft vorgelegt werden, wengleich Kugler stets

von einer Datierung ausgeht, die er erst am Ende begründet: Eine Herstellung in Ebstorf, allenfalls in Kooperation mit Nachbarklöstern des Lüneburger Raumes, widerspricht jedenfalls nicht einer multifunktionalen Verwendung, sei es im Sinne eines Andachtsbildes, eines analog zu Bildteppichen repräsentativen Schaustücks oder eines Lehr- und Anschauungsbildes für Unterrichtszwecke, wobei auch verschiedene Auftraggeber – wie Herzog, Propst und adlige Mitglieder des Konvents – zusammengewirkt haben können. Für die Autorschaft darf gelten, dass aufgrund der Schreiberhände Propst Albert, die Priorin und die Schulschwester der um 1307 belegten Klosterschule zu diskutieren sind. Bereits Jürgen Wilke konnte bekanntlich (allerdings nicht unwidersprochen) die seit Forschergenerationen äußerst umstrittene Datierung auf die Zeit von 1288 bis 1314, genauer 1298 bis 1308, eingrenzen. Auch alle von Kugler vorgebrachten Argumente verweisen in die Zeit um 1300, also in die Regierungszeit Herzog Ottos des Strengen (1287–1330), der 1330 in die Ebstorfer Gebetsverbrüderung aufgenommen wurde; letzter Anhaltspunkt sind die Völker der Kolchis (Segment 23), die als die „Neun guten Helden“ erstmals in einem französischen Roman 1312/13 erwähnt werden und als Exponenten einer adeligen Hofkultur vor 1300 kaum denkbar sind.

Insgesamt liegt uns eine für Wissenschafts-, Literatur-, Kunst- und Mentalitätsgeschichte gleichermaßen bedeutende Rekonstruktion eines kulturhistorischen Schlüsseldokuments vor, die in keiner Bibliothek fehlen darf, auch wenn manche Querverweise und bibliographische Angaben der Kommentierung noch exakter sein könnten. Alle Wünsche der Rezipienten wären aber erst erfüllt, wenn über eine CD-ROM das Werk elektronisch so aufbereitet wäre, dass alle Einträge bequem zu suchen und mit einer Betrachtung des jeweiligen Bildausschnitts und zugehörigen Kommentars zu verbinden wären. Wollen wir hoffen, dass die Realisierung dieses Ideals nicht mehr lange dauert.

*Ingrid Baumgärtner, Kassel*

Henrike LÄHNEMANN, *Hystoria Judith. Deutsche Judithdichtungen vom 12. bis zum 16. Jahrhundert* (Scrinium Friburgense 20). Berlin/New York, Walter de Gruyter 2006.

Die alttestamentarische Judithgeschichte ist in der Literatur und in den bildenden Künsten in immer neuen Varianten stark präsent. Auch die umfangreiche Forschungsliteratur zum ‚Buch Judith‘ und seiner Titelheldin verweist auf das dem Stoff immanente Gestaltungspotential. Religionswissenschaftler, Literatur- und Kunsthistoriker versuchen mit feministischen, strukturalistischen oder soziologisch-anthropologischen Methoden die eminente Wirkung der Geschichte von der Befreiung Betulias zu ergründen. Zurecht verweist jedoch Henrike Lähнемann auf das Fehlen der mediävistischen Perspektive in der bisherigen Forschung. Mit ihrer Studie über deutsche Judithdichtungen vom 12. bis zum 16. Jh. schließt sie kenntnisreich diese Lücke.

In das Zentrum ihrer Untersuchung stellt die Autorin nicht die Judithfigur, sondern „Judith“ als Erzählzusammenhang. Die besprochenen Texte betrachtet sie als Referenzgröße für die Analyse des Phänomens mittelalterlicher Bibeldichtung. Einführend behandelt Lähнемann kurz die Konstruktion, die Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte der biblischen Vorlage. Ausführlich erörtert sie die mit der Kanonfrage verbundene Historisierung bzw. Allegorisierung des Stoffes sowie die problematische Editions-geschichte der frühmittelalterlichen Texte. Wiederholt geht sie auf die Frage der Übersetzung als eines rhetorischen gestaltungs- und rezeptionsregulierenden Transferprozesses ein.

Die Vulgata als Vorlage der ersten deutschen Dichtungen analysiert Lähнемann im Vergleich zur Septuaginta und verweist dabei auf unterschiedliche, in beiden Fassungen enthaltene Konzeptionen der Judithfigur. Für die Judithdramen des 16. Jh. dient hingegen die Besprechung der lutherschen Interpretation der Judithgeschichte als Hintergrund. Hieronymus’ moralische Deutung des Stoffes und Luthers Allegorisierung und Dramatisierung



bilden dabei zwei wichtige Bezugspunkte in Lähnemanns Beweisführung.

Die Autorin untersucht des weiteren narrative Strategien in der ‚Älteren Judith‘ und in der ‚Jüngeren Judith‘ aus der Vorauer Handschrift. Der Vergleich beider Texte führt zur Schlussfolgerung, dass ihre Einfügung in eine programmatische Sammlung dem Anspruch entsprang, mit unterschiedlichen Formen einer biblischen Erzählung ein gemischtes Publikum zu erreichen.

Aus literaturpolitischer und sozialer Perspektive betrachtet Lähnemann auch die ‚Judith von 1254‘ aus dem Mergentheimer Kodex und die im ‚Historienbuch‘ Jörg Stulers enthaltene Judithfassung (1479). Die Entstehungsdaten beider Texte bestimmt sie als Eckdaten für die Beschäftigung des Deutschen Ordens mit Literatur; sie überträgt paradigmatisch die Unterschiede zwischen beiden Juditherzählungen auf das wachsende Interesse des Ordens, neue Konzepte der Bibeldichtung zu entwickeln.

Am Beispiel der Judithdramen Sixt Bircks, Joachim Greffs und Hans Sachs‘ zeigt Lähnemann nicht nur auf, wie sich die Judithfigur von ihrem ursprünglichen narrativen Kontext ablöst, sondern auch, wie sich die Bibeldichtung mit dem Reformationsdrama des 16. Jh. etabliert. Abschließend deutet die Verfasserin in einem kurzen Ausblick neue Kontexte an, in die die Judithfigur in späteren Epochen versetzt wurde. Sie hebt dabei die prägende, nicht immer wahrgenommene Wirkung der im Spätmittelalter erfolgten Funktionalisierung der Figur hervor.

*Anna Maja Misiak, Bern*

Cornelia LAWRENZ, Architektur und Herrschaftsanspruch. Die Baukunst Kaiser Lothars III. (1125–1137) und seiner Parteigänger. Ein Beitrag zur sächsischen Architektur des 12. Jahrhunderts. Berlin, Wissenschaftlicher Verlag wvb 2003.

Kaiser Lothar III. nimmt in der Reihe der Herrscher zwischen den Saliern und den Stau-

fern eine Sonderstellung ein. In ihm gelangte wieder ein Sachse auf den Königsthron und lenkte damit das Interesse erneut auf die Gebiete um den Harz. Die Berliner Dissertation von C. Lawrenz widmet sich den (Kirchen-) Bauten, die von Lothar oder seinen „Parteigängern“ dort errichtet wurden. Auch wenn der Titel allgemeiner formuliert ist, ist das Ziel die Benennung von Gemeinsamkeiten zwischen den Bauten des Herrschers und seines Umkreises, die die Bauten der „Parteigänger“ in eine Relation zu Lothar setzen. Damit fußt die Dissertation auf Robert Suckale, der einen solchen Ansatz 1993 in seinem Buch zur Hofkunst Ludwigs des Bayern formuliert hat.

Dies kann jedoch nur fruchtbar sein, wenn es gelingt, bestimmende Charakteristika der Bauten Lothars an den Bauten seiner „Parteigänger“ wiederzufinden. Lothars eigene Beteiligung ist in Süpplingenburg, Bad Segeberg, Königslutter und Chemnitz nachgewiesen. Von der Baugestalt seiner herzoglichen Stiftung Süpplingenburg sind „strenggenommen [nur] Teile der Grundrißdisposition, die nördliche Querhausapsis, das nördliche Seitenschiff und Reste der Krypta“ erschließbar (70). Von der Baugestalt des Lotharbaus in Bad Segeberg ist hingegen gar nichts bekannt, die wenigen Reste von St. Marien in Chemnitz müssen in der Arbeit entgegen dem bisherigen Forschungskonsens vordatiert werden, damit sie zu Lothar passen. Dies geschieht durch die Ableitung der nicht besonders originellen und qualitativ mittelmäßigen Rankenfrieze der südlichen Apsis aus antikem Formengut, worin Parallelen zu Königslutter zu sehen seien. Ähnlich wird später für Altenburg das Vorkommen von entfernt korinthisierenden Formen an einem bestenfalls drittklassigen Kapitell der Marktkirche als Reverenz an die lotharsche Förderung der Stadt bemüht. Man kann das abkürzen: Von den Bauprojekten des Kaisers sind nur die Ostteile von Königslutter für eine kunsthistorische Argumentation ausreichend überliefert.

Dies ändert auch das Kapitel der „Kaiserlich privilegierte[n] Bauten“ nicht, in dem Hochel-

ten und Quedlinburg für Lothar vereinnahmt werden, weil dieser bei ihren Weihen 1129 anwesend war. St. Ägidien in Braunschweig (1115 geweiht) und Bursfelde (um 1130/40 erweitert) werden ihm zugewiesen, da sich dort sächsische Traditionen artikulieren, ebenso Quedlinburg. Das ist aus historischer Perspektive vertretbar, jedoch gibt es für Beteiligungen Lothars an den Bauten keinerlei Hinweise. Das ebenfalls genannte Drübeck, wohin Lothar den Königslutterer Frauenkonvent umsiedelte, wurde erst eine Generation später umgebaut. Zur Charakterisierung einer Architektursprache des Kaisers bleibt nur Königslutter und damit ein sehr dünnes Fundament.

Die Kirche wurde ab 1135 als Grablege Lothars mit Nachdruck errichtet, 1137 erfolgte die Bestattung des Kaisers, 1139 seines designierten Nachfolgers Heinrichs des Stolzen. Damals stand bestenfalls der Ostbau, der als Wölbungsbau und mit der Einstellung von Rundstäben in die Winkel der Innenapsis als Vorform des Gewölbedienstes einige in der Region neue Formen aufwies. Charakteristisch ist die äußere Apsisdekoration insbesondere in ihren skulpturalen Schmuckformen. Der von der Forschung seit langem breit diskutierten Frage lombardischen Einflusses wird von Lawrenz der Verweis auf römische Girlandensarkophagen entgegengesetzt, aus denen eine reformkirchliche Inhaltlichkeit abzuleiten sei.

Dass Königslutter in Sachsen reiche Nachfolge gefunden hat, ist längst Konsens der Forschung. Allerdings datiert diese frühestens um die Jahrhundertmitte, mithin in einer gänzlich gewandelten historischen Situation, als längst die Staufer regierten. Darf man deshalb diese Rezeption einfach als Bekenntnis einer „Parteigängerschaft“ zu dem lange verstorbenen Kaiser werten? Gibt es so etwas wie eine „posthume Parteigängerschaft“ überhaupt, oder wirkte der Bau vielleicht nur aufgrund seiner innovativen Elemente – unabhängig von Lothar? Dies hätte nur eine Untersuchung klären können, die die gesamte Königslutter-Rezeption in den Blick genommen und möglicherweise unterschiedliche Motivationen

herausgearbeitet hätte. Die Beschränkung auf den Kreis der „Parteigänger“ Lothars ist nicht zielführend, zumal sich noch nicht einmal alle Bauten von „Parteigängern“ an Königslutter orientierten.

Dies lässt zweifeln, ob die ambitioniert als „Methode“ vorgetragene Fragestellung der Untersuchung hier überhaupt sinnvoll gewählt ist. Lothars erst kurz vor dem Tod einsetzende, im Bestand greifbare Bautätigkeit ist als Referenzgrundlage einer architektonisch fassbaren „Parteigängerschaft“ sehr schmal. Die Resonanz, die sein Bau findet, datiert dann erst deutlich nach seinem Tod und damit für seinen direkten Umkreis zu spät. Vielleicht wäre sie unter Heinrich dem Löwen ein aussagekräftigeres Thema. So führt der interessante Versuch, das historische Phänomen einer Gruppenbildung auch auf kunsthistorischem Gebiet nachzuweisen und damit den Horizont architekturhistorischer Untersuchungen um diese Fragestellung zu erweitern, hier leider zu keinem Erkenntnisgewinn.

*Klaus Gereon Beuckers, Stuttgart*

Ralph-Johannes LILIE, *Byzanz und die Kreuzzüge* (Urban-Taschenbücher 595). Stuttgart, Kohlhammer 2004.

Die byzantinische ist integraler Bestandteil der europäischen Geschichte – diese Tatsache war für die mittelalterlichen „Lateineuropäer“ viel selbstverständlicher, als es uns heute zu sein scheint (in einer Zeit, da in Deutschland die Universitäts-Byzantinistik immer weiter abgebaut wird). Immer wieder setzten sie sich, bei aller Differenz, Bewunderung, Feindseligkeit, mit dem Bruder auseinander – während für die Byzantiner der Westen selten im Zentrum des Interesses stand. Eine Zeit intensiver Auseinandersetzung war das 12. Jh. – und sie wird im vorliegenden Band zu einem Spezialfall der derzeit hochpopulären Kulturkontaktforschung, zu einem Thema im Kontext der Kreuzzugsforschung. Die Kreuzzüge hatte Byzanz einst mit ausgelöst, um dann die Geister, die es gerufen hatte, nicht mehr loszuwerden.

Der Band ist erschienen 2004, 800 Jahre nach der Eroberung Konstantinopels durch lateinische Kreuzfahrer im Zuge des Vierten Kreuzzuges, als der Entfremdungsprozess, der aus westlicher Sicht mit dem Schisma von 1054 in eine inhaltlich noch kaum klare Krisis getreten war, in der Katastrophe für Byzanz und vor allem seine Hauptstadt Konstantinopel endete. Auf dieses Datum läuft die aus byzantinischer Sicht geschriebene Darstellung des Verhältnisses von Byzanz zu den Kreuzfahrern zu: Beginnend mit der byzantinischen Entwicklung bis um 1100 wendet sich dann der Blick vor-kreuzzugszeitlichen Kontakten zwischen Byzanz und dem Westen zu (vertreten vor allem durch die Normannen und mit besonderem Blick auf die „byzantinische“ Mittel-Stadt Venedig). Der Aufbau folgt dann nicht einer byzantinischen, sondern der klassischen kreuzzugshistorischen Einteilung in Erster, Zweiter, Dritter und Vierter Kreuzzug plus drei Zwischenzeiten; abschließend folgt eine Zusammenschau. Unvereinbarkeiten und Missverständnisse zwischen beiden Seiten auf der Ebene der Kampfesideologie und Unterschiede in beider Einstellung zu Muslimen werden festgehalten (je mit starkem Gewicht auf der byzantinischen Seite), doch legt die Darstellung insgesamt den Schwerpunkt auf die politisch-militärische Geschichte. Die Bilder, die sich beide Seiten voneinander machen, kommen eher am Rande in den Blick: wenn für den Zweiten Kreuzzug Darstellungen aus der Feder beider Seiten verglichen werden und beim Dritten Kreuzzug die Einschätzungen zur Sprache kommen, die Byzantiner von Deutschen und Deutsche von Byzantinern hatten.

Diesem Grundtenor des Bandes entspricht auch, dass die späteren Kreuzzüge nur noch als bloße Anhänge ins Bild rücken, und auch hier nur die tatsächlichen Unternehmungen, soweit sie Byzanz berührten. Byzanz sei, so die Begründung, nach 1204 keine Großmacht mehr gewesen, sei daher von den Kreuzzügen kaum mehr berührt worden. Dem ist aus der militärisch-politischen Perspektive der Darstellung zuzustimmen, und es ist aus der Sicht

des Byzantinisten verständlich und wohl auch sinnvoll, für den Historiker des lateinischen Westens aber ist es enttäuschend: Just in der Zeit stärkster gedanklicher Auseinandersetzung mit Byzanz im Kreuzzugskontext klingt die Darstellung aus und fehlt die Perspektive der anderen Seite. Viele Kreuzzugsgutachten haben sich mit möglichen Rollen der Griechen auseinandergesetzt, und auch die gesamte Geschichte der Bemühungen um eine Kirchenunion ist Teil der Kreuzzugsgeschichte, weil beides untrennbar in einem ideellen universal-christlichen Weltraum zu verstehen ist. Aber dies hätte wohl tatsächlich den Rahmen des schmalen Bandes gesprengt.

Ein ausführlicher weiterer Anhang enthält einen willkommenen, notwendigerweise knappen Überblick über die Quellen beider Seiten. Die Karten (deren erste so stark byzanzzentriert ist, dass dem Bereich „Westeuropa“ Spanien, England und Skandinavien abhandengekommen sind; wohl kaum sinnvoll beim Thema Kreuzzug, aber wohl nur eine bedauerliche Unachtsamkeit) sind auf die Darstellung verteilt. Eine Zeittafel, Anmerkungen, ein Verzeichnis der wichtigsten Quellen und Literatur sowie ein Register schließen den Band ab.

*Felicitas Schmieder, Hagen*

Christina LUTTER, *Geschlecht & Wissen, Norm & Praxis, Lesen & Schreiben. Monastische Reformgemeinschaften im 12. Jahrhundert* (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 43). Wien/München, Oldenbourg 2005.

Die Wiener Habilitationsschrift beginnt mit einem fragengesättigten theoretischen Einleitungsteil, der „Geschlecht“ und „Wissen“ als kulturelle und analytische Kategorien sozialer Differenzierung vorstellt. Es bedarf, so Lutter, bei der Untersuchung der Quellen einer kombinierten Anwendung beider – oder auch weiterer – Kategorien und damit einer Dezentrierung einzelner Kategorien, um ihrer Einflussnahme auf die Strukturierung von

Machtbeziehungen und -verteilung auf die Spur zu kommen.

Die aufgeworfene Frage, ob „Geschlecht“ und „Wissen“ auch als Kategorien zur Betrachtung mittelalterlicher Quellen taugen, erstaunt etwas angesichts der zahlreichen, auf das Mittelalter bezogenen vorliegenden Untersuchungen der gender studies und der historischen Bildungsforschung, wird aber letztlich von der Autorin selbst mit Hilfe ihres Fallbeispiels positiv beantwortet. „Geschlecht“ wird dabei eben nicht nur als biologische, sondern auch als soziale und kulturelle Zuschreibung erfasst; „Bildung“ wird verstanden als ganzheitliche Lern- und Wissenserfahrung mit dem Ziel, die göttliche Weltordnung zu verstehen und sich selbst darin einzuordnen. „Wissen“ gelte es zu befragen auf seine Inhalte, seine Sicherung, Vermittlung und Weitergabe, seine Organisation, seine Institutionen und seine Zirkulation sowie die sich verändernden Lern- und Lektürekanoes. Die vorrangigen monastischen Aufgaben – opus dei und Gebetsgedächtnis – hätten durch das dabei erforderliche Rezitieren und Singen und die verschiedenen Aufführungssituationen gleichzeitig lernunterstützende Funktionen gehabt.

Am Beispiel des im österreichischen Kloster Admont im Männer-, vor allem aber im Frauenkonvent erstellten Schriftgutes – chronikalische Berichte, hagiographische Sammlungen, Briefe und Urkunden – diskutiert Lutter im zweiten Teil nach einem kurzen Überblick zur Entstehung der beiden klösterlichen Gemeinschaften die Frage der geschlechtsspezifischen Bindung von Klausur, Wissenserwerb und Rollenmustern. Nach ihrer Untersuchung der Texte nach Art und Häufigkeit der Bezugnahme auf Bibelstellen, nach Wortfeldern und Metaphern sowie der korrespondierenden Illuminationen kommt sie zu folgenden Ergebnissen: In der Reformzeit des 12. Jh. wird die *vita apostolica* als stand- und geschlechtsübergreifendes Ideal im monastischen Schriftgut aktiv diskutiert, gleichzeitig wird das Klausurgebot für Frauenkonvente auf Dauer weitaus bestimmender als für Männerklöster.

Erziehung und Ausbildung sind in beiden eng an die liturgische Praxis gebunden; Bildungsinhalte werden in einer Wechselwirkung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit bei der Inszenierung und Aufführung verschrifteter Inhalte aktualisiert und vergegenwärtigt unter Einbindung der sinnlichen Wahrnehmung und Verwendung einer Sprache, die Körperlichkeit betont. Bestimmte Rollenmuster wie die „Braut Christi“, der „miles Christi“ oder das demütige, doch gelehrte Konventsmitglied werden geschlechtsübergreifend verstanden, wobei das Bild der Braut Christi jedoch für Frauen darüber hinaus ein geschlechtsspezifisches Identifikationsangebot darstellt, wie es seine besonders häufige Verwendung in Texten und Bildern der im Admonter Nonnenkloster verwendeten Schriften zeigt. „Im spirituellen Diskurs der Reformbewegungen des 12. Jahrhunderts finden sich [...] empathisch-dialogische Zugangsweisen und ein sinnlich-körperorientierter Stil in der gelehrten Exegese wie in der monastischen Auslegungspraxis, in *lectio* und *collatio* wie in gelehrten Briefwechseln; [...] Kulturelle Geschlechterrollen und Körperbilder können von Männern wie Frauen angeeignet werden, wie auch Menschen beiderlei Geschlechts an den Verhandlungen um ihre Bedeutungen beteiligt scheinen“ (177). Erst die Normierung von Wissensformen und die Institutionalisierung von Wissenserwerb und -vermittlung im 13. Jh. außerhalb von Klöstern schafft deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede in der Aneignung und Artikulation von Wissen.

Die im letzten Teil aufgezeigten geistigen und sozialen Netze der Admonter Nonnen, die durchaus nicht immer eine geradlinige Biographie aufzuweisen haben, zeigen sie als Akteurinnen im Rahmen von Familienbeziehungen und Freundschaftsverbindungen ebenso wie als geistliche und weltliche Fürsprecherinnen.

Die vier Anhänge mit den transkribierten, z. T. bislang nicht veröffentlichten Quellentexten, 14 farbige Abbildungen – auf beides nimmt die Autorin intensiv Bezug – sowie ein umfangreiches Literaturverzeichnis ergänzen

das Buch. Die an der Fallstudie erörterten Fragen werden hoffentlich dazu anregen, die Ergebnisse an weiteren Klostergemeinschaften zu überprüfen.

*Gudrun Gleba, Oldenburg*

José MARTÍNEZ GÁZQUEZ u. Rubén FLORIO (Coordinadores), *Antología del latín cristiano y medieval. Introducción y textos*. Bahía Blanca (Argentina), Univ. Nacional del Sur 2006.

Die von den Herausgebern zusammengestellte Anthologie hat zum Ziel, ein Bild der schriftlichen lateinischen Kultur des Mittelalters zu entwerfen. Drei Aspekte dieser Kultur werden von den Herausgebern herausgearbeitet: ihre dominante christlich-kirchliche Prägung, die weltlichen Motive, welche trotz der Christianisierung gegenwärtig sind, und die technischen und wissenschaftlichen Interessen, die diese Epoche mitbestimmen. Dargeboten wird ein breites Spektrum: biblische und liturgische Texte, Ausschnitte aus literarischen Werken – sowohl religiösen als auch säkularen Inhalts, vor allem aus den verschiedenen Gattungen der Dichtung –, Urkunden, Exzerpte aus Chroniken, hagiographischen Werken, philosophischen Texten, Enzyklopädien, Traktaten über Zeitrechnung und Astronomie, Übersetzungen aus dem Griechischen und aus dem Arabischen sowie Epitaphien.

Die Textausschnitte sind nach Gattungen geordnet. Deshalb kann ein mittelalterlicher Autor wiederholt im Lauf des Werkes vorkommen, wenn er in verschiedenen Bereichen tätig war. Manche Gattungen werden in einem Vorwort charakterisiert. Die Autoren werden mit einer kurzen Biographie vorgestellt, in der der Beitrag zur jeweiligen Gattung hervorgehoben ist und in der die jeweils ausgewählten Texte beschrieben werden. An jede Sektion und fast jede Autorenbeschreibung schließt sich eine kleine Bibliographie mit Ausgaben und wichtiger Sekundärliteratur an.

In der Auswahl der Texte ist die Iberische Halbinsel am stärksten vertreten, insbesondere bei den Urkunden, den Chroniken, der Hagiographie, der Astronomie und bei den Epi-

taphien. Im Kapitel zur weltlichen Dichtung ist neben Versen aus den ‚Carmina Burana‘ ein Beispiel aus den weniger bekannten katalanischen ‚Carmina Rivipullensia‘ aufgenommen. Auch die Mozaraber sind mit zwei Exzerpten aus der ‚Vita Eulogii‘ des Álvaro von Cordoba (um 860) und einem Hymnus vertreten.

Die Texte sind nicht mit einer Übersetzung versehen, knapp gehaltene Fußnoten bieten jedoch Hinweise etwa auf biblische und klassische Anspielungen, metaphorische Bedeutungen, seltene Wörter oder stilistische Eigenheiten.

Nicht immer sind die Texte ganz fehlerfrei abgedruckt; besonders die Sektion mit den biblischen und liturgischen Texten enthält Druckfehler und auch unnötige orthographische Varianten (z. B. *Jesus/Jesus, vobis/uana*).

Die Anthologie erfüllt den Zweck, einen ersten allgemeinen Überblick über die mittellateinische Literatur in ihrer Vielfältigkeit zu vermitteln. Positiv zu vermerken ist, dass sie auch Texte enthält, die in anderen vergleichbaren Werken nicht aufgenommen wurden, darunter vor allem solche aus dem spanischen Kulturkreis und wissenschaftliche Literatur – wie den ‚Liber de significatione cometarum‘ (Spanien, 13. Jh.), die ‚Epistola de ciclo paschali‘ des Mönchs Oliva de Ripoll (11. Jh.), die ‚Summa de Astronomia‘ des Petrus Galleus (ca. 1200–1267) oder die Vorworte der Koranübersetzungen des Robert von Ketton und des Johannes von Segovia.

Die zu den vertretenen Autoren gegebenen bibliographischen Hinweise und eine allgemeine Bibliographie zur mittellateinischen Sprache und Literatur am Ende des Buches erleichtern dem Benutzer eine vertiefte Betrachtung einzelner Gegenstandsbereiche.

*Ulisse Cecini, Erlangen*

Brigitte MERTA, Andrea SOMMERLECHNER u. Herwig WEIGL (Hgg.), *Vom Nutzen des Edierens. Akten des internationalen Kongresses zum 150-jährigen Bestehen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung*. Wien,

3.-5. Juni 2004 (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband 47). Wien/München, Oldenbourg 2005.

Welcher Nutzen dem Edieren angesichts der stets eingeforderten Erweiterung der textlichen Grundlagen der Forschung zukommt, wenn sich diese nicht ständig um dieselben Texte drehen will, bildet die Ausgangsfrage des Kongresses, dessen Beiträge in diesem Band vereinigt sind. Die Herausgeber möchten den Titel des Buches als Frage verstanden wissen, deren Beantwortung sie den Autoren – vorrangig Historikern der Mittleren sowie Neueren Geschichte, daneben auch germanistischen Mediävisten, klassischen Philologen, Theologen, Rechtshistorikern, Islamwissenschaftlern und Informatikern – überließen. Gemäß der Tagung gliedert sich auch der Sammelband mit seinen insgesamt 34 (hier selektiv besprochenen) Beiträgen in sechs Sektionen, ohne dass diese kenntlich gemacht sind. In der ersten Sektion (Edition des „authentischen“ Textes – Edition als authentischer Text) beschäftigt sich unter anderem *Anne J. Duggan*, die Herausgeberin der Briefe Thomas Becketts, anhand dieses Materials mit dem Problem von Autorschaft und Authentizität (25–44), und *Edith Wenzel* veranschaulicht den Wechsel innerhalb der germanistischen Mediävistik weg von der Suche nach dem „Originaltext“ hin zur Berücksichtigung gleichberechtigter Parallelversionen von Texten (65–72). In der zweiten Sektion (Massenquellen und Edition? Regest und Repertorium) gibt *Ludwig Schmugge* unter der Überschrift „Regestenschuster 2004“ einen knappen Überblick über das „Repertorium Germanicum“ und das „Repertorium Poenitentiarie Germanicum“ und kommt zu dem Schluss: „Gäbe es die Repertorien des DHI nicht, müsste man sie heute erfinden“ (128). In der dritten Sektion (Edition und neue Medien) informiert *Klaus Graf* über das Open Access-Prinzip und fordert abschließend ein, dass sich der freie Zugang „nicht nur auf aktuelle Zeitschriftenaufsätze beziehen“ dürfe (202). Äußerst aufschlussreich ist der

Beitrag von *Manfred Thaller* (205–227), der an einigen Beispielen die enorm gestiegene Leistungsfähigkeit bei Digitalisierungen veranschaulicht – weg vom herausragenden Einzelobjekt hin zur systematischen Konversion ganzer Bestände – und nach den Folgen für die editorische Tätigkeit fragt. In der vierten Sektion (Dingliche und bildliche Quellen als Herausforderung für die Editionstechnik) handelt *Walter Koch* über Epigraphik, *Axel Bolvig* über Wandgemälde (mit beigegebener CD) und *Rolf Nagel* über Wappenbücher. In der fünften Sektion (Edition und neue Wege der Forschung) konstatiert *Theo Kölzer* in seinem Beitrag („Die Edition der merowingischen Königsurkunden“), dass „die Anforderungen, die üblicherweise an eine kritische Edition gestellt werden [...] in den letzten 100 Jahren stetig gewachsen [sind], während die Zahl derer, die den Aufwand einer kritischen Edition nicht scheuen, eher abnimmt“ (286), und nennt einige bisherige Forschungshypothesen, die durch die Neubewertung einiger Merowingerdiplome auf den Kopf gestellt werden (293 f.). Etwas quer zum allgemeinen Duktus des Bandes steht der Beitrag von *Winfried Schulze*. Er geht der „Frage nach der gegenseitigen Beeinflussung von Editionstätigkeit und wissenschaftlicher Forschung“ (337) nach, ob Forschungsergebnisse durch Editionen präjudiziert werden. Als Ergebnis stellt er eine zunehmende Lösung der Geschichtswissenschaft von der Editionstätigkeit fest, verweist als Beispiele möglicher zukünftiger Entwicklungen auf die amerikanische und Teile der westeuropäischen Forschung und kommt zu dem Schluss: „Nach meiner Erfahrung spricht nichts für die Annahme, dass die Geschichtswissenschaft untergehen würde, wenn sie auf Quelleneditionen verzichten würde“ (348). Die sechste Sektion (Die Edition und der Leser) beschäftigt sich mit der Vermittlung von edierten Texten an Studenten und den damit verbundenen Problemen, die auf die Nutzung bestimmter Editionen rückwirken. Den Band beschließt ein Verzeichnis der Adressen der Autorinnen und Autoren. Zwar erscheint dem Rezensent der Abdruck

von dreiseitigen Redebeiträgen nicht immer sinnvoll, doch bei aller Unterschiedlichkeit in Länge, Durchdringung und Qualität der Beiträge bietet der Band eine interessante Zusammenstellung.

*Jochen Johrendt, München*

Klaus OSHEMA, Freundschaft und Nähe im spätmittelalterlichen Burgund. Studien zum Spannungsfeld von Emotion und Institution (Norm und Struktur 26). Köln/Weimar/Wien, Böhlau 2006.

Das Thema „Freundschaft“ hat seit einiger Zeit in den Sozialwissenschaften, seit kürzerem aber auch in der Geschichtswissenschaft Konjunktur. Auch der unmittelbar körperlich-räumlichen Nähe wird in dieser Hinsicht vor allem von der Mediävistik große Bedeutung beigemessen. Diesem Repertoire an Semantiken und Gesten ist Oschema in seiner binationalen Dissertation (Dresden/Paris) nachgegangen. Den Quellengrund seiner Untersuchung bildet dabei die so genannte „burgundische Chronistik“ des 15. Jh., ein historiographisches Korpus, das sich zumindest in seinem Grundbestand relativ exakt eingrenzen lässt, in der Peripherie aber durchaus noch Stoff für Diskussion geliefert hat (vgl. Michael Zingel, Frankreich, das Reich und Burgund, 1995, 33–37 gg. Gabriele Barner, Jacques du Clercq, 1989, 4–9). Der Vf. entschließt sich für eine durchaus nachvollziehbare engere Auffassung, die ausschließlich jene Autoren betrachtet, die in unmittelbarem Abhängigkeitsverhältnis zum burgundischen Hof standen. Hier lässt sich – darauf hat bereits Graeme Small, Georg Chastelain, 1997, hingewiesen – jenes oszillierende Verhältnis zwischen der erlebten Wirklichkeit des Chronisten und der institutionellen Erhöhung seiner Perception zur gleichsam offiziösen Geschichte, die wiederum die Wahrnehmungsstrukturen des Rezipientenkreises mit konturiert, besonders eindrucksvoll greifen. Tatsächlich kann Oschema mit viel Akribie und Feingefühl, die an die „microlectures“ der Froissart’schen

„Chroniques“ durch George Diller (1984) erinnern, ein „kohärentes Deutungssystem“ (609) kollektiv verständlicher Gesten und Ausdrucksformen in der franko-burgundischen Adelskultur des 15. Jh. herausarbeiten, in dem die Trennung von öffentlichem und privatem Handel am Ausgang des personal strukturierten, feudalen Zeitalters noch einmal wenn nicht aufgehoben, so doch überbrückt wird. Der Vf. betont die doppelte Bindung des in letzter Konsequenz auf die Dauerhaftigkeit einer harmonischen Gesellschaft gerichteten Konzepts „Freundschaft“, das einerseits fest in der normativen Struktur zeitgenössischer Wertvorstellungen verankert, andererseits im Alltag konkret erfahrbar sein konnte. Das Sprechen von „Freundschaft“ ist den burgundischen Chronisten also beides: Deskription und Präskription. Eher an der Seitenlinie wird das Gros des in leider teils etwas blassen Reproduktionen beigefügten Bildmaterials behandelt, das damit weitgehend auf der illustrativen Ebene bleibt und nur bedingt zur Studie selbst beiträgt. Der eigentlichen Untersuchung vorangestellt ist eine umfängliche Hinführung in die thematischen Grundlagen, die sich im Übrigen als weit ergiebiger als die unlängst im selben Verlag erschienene „Geschichte einer sozialen Bindung“ von Jost Hermand herausstellt. Oschema stellt kritisch und mit großer Belesenheit nicht nur die einschlägigen historischen Ansätze der Auseinandersetzung, sondern auch die aktuellen soziologischen wie philosophischen Blicke auf das Thema zwischen Antike und Neuzeit vor, ohne den Versuchen diachroner Analogieschlüsse zu erliegen. Schließlich hat sich der Vf. die durchaus nicht selbstverständliche Mühe gemacht, die bis Ende 2005 erschienene Literatur für den Druck sukzessive einzuarbeiten. An dieser gründlichen Studie sollte so bald niemand vorbeigehen, der sich zukünftig mit der burgundischen Geschichtsschreibung des 15. Jh. beschäftigt.

*Hiram Kümper, Bochum*

Dominik PERLER, Zweifel und Gewissheit. Skeptische Debatten im Mittelalter (Philosophische Abhandlungen 92). Frankfurt a. M., Vittorio Klostermann 2006.

In seinem neuen Buch untersucht der bekannte philosophische Mediävist und Leibnizpreisträger Dominik Perler, wie skeptische Fragen und Probleme die philosophischen Kontroversen im späten Mittelalter prägten. Dabei geht Perler auf Thesen und Argumente bekannter Philosophen (wie etwa von Thomas von Aquin, Heinrich von Gent, Johannes Duns Scotus und Wilhelm von Ockham) ebenso ein wie auf Texte weniger bekannter Autoren des späten Mittelalters (wie z. B. von Wilhelm Crathorn, Johannes Rodington, Gregor von Rimini, Adam Wodeham und Nicolaus von Autrécourt). Die umfangreiche Studie Perlers bietet eine Fülle von interessanten Ergebnissen. Ich konzentriere mich im Folgenden auf vier wesentliche Punkte, die helfen sollen, das Profil der vorliegenden Untersuchung zu skizzieren.

(1) Skeptische Dogmen vs. skeptische Debatten: Perler verfolgt in seiner Arbeit das Ziel, anhand repräsentativer Beispiele aufzuzeigen, wie philosophische Autoren im 13. und 14. Jh. einerseits auf skeptische Attacken reagierten und andererseits versuchten, gegnerische Auffassungen mit skeptischen Argumenten zu entkräften. Perler spürt also einem „philosophischen Schlagabtausch“ (27) nach. Mit dieser methodischen Maxime wird eine überzeugende Alternative zur älteren Forschung entwickelt, die oft versucht hat, in den Schriften eines einzelnen mittelalterlichen Autors bzw. einer Autorengruppe ein skeptisches Dogma zu identifizieren, wobei häufig mit anachronistischen Interpretationsmustern operiert wurde. Demgegenüber identifiziert Perler nicht einzelne skeptische Dogmen, sondern rekonstruiert komplexe skeptische Debatten.

(2) Die produktive Valenz skeptischer Argumente: Perler wendet sich explizit gegen das immer noch einflussreiche historiographische Paradigma, nach dem die wachsende

Bedeutung skeptischer Fragen im Spätmittelalter als „Stadium des Verfalls“ (F. Brentano) oder gar als „neue intellektuelle Krankheit“ (E. Gilson) charakterisiert wird. Perler macht demgegenüber darauf aufmerksam, dass skeptische Probleme zahlreiche mittelalterliche Autoren regelrecht dazu anstachelten, grundlegende epistemologische und kognitionstheoretische Fragen zu klären – etwa die zentrale Frage nach dem Wissensbegriff. In Abwandlung eines Diktums B. Strouds stellt Perler daher konzis fest, dass die mittelalterlichen Denker „nicht etwa Zerstörer und Kritiker der Philosophie“, sondern „Wohltäter der menschlichen Vernunft“ (404) gewesen seien. Die skeptischen Argumente hatten also eine eindeutig produktive Valenz.

(3) Der metaphysische Hintergrund antiskeptischer Strategien: Überzeugend stellt Perler heraus, dass die verschiedenen antiskeptischen Strategien spätmittelalterlicher Autoren eng mit dem jeweiligen (etwa aristotelischen) metaphysischen bzw. ontologischen Programm eines Denkers verbunden sind. So ist z. B. die von Thomas von Aquin entwickelte epistemologische Identitätsthese nur im Rahmen eines metaphysischen Realismus formulierbar.

(4) Die theoretische Dimension des mittelalterlichen Skeptizismus: Indem Perler die skeptischen Debatten im Spätmittelalter mit dem antiken pyrrhonischen Skeptizismus kontrastiert, wird deutlich, dass die mittelalterlichen Autoren nicht das ethische Ziel der Seelenruhe im Blick hatten: Sie waren keine „lebenspraktischen Therapeuten, sondern Theoretiker, die skeptische Szenarien auch nur in theoretischer Hinsicht“ (407) diskutierten, nämlich um zentrale epistemologische Fragen zu klären – ein Phänomen, das Perler mit der programmatischen Rede von der „Epistemologisierung des Zweifels“ (§ 35) pointiert zusammenfasst. Skeptische Argumente hatten im späten Mittelalter also v. a. eine methodische Funktion.

Die vorliegende Studie – dies sei abschließend festgehalten – lässt eine faszinierende intellektuelle Landschaft vor den Augen des



Lesers entstehen, eine Landschaft, durch die Dominik Perler auf überaus scharfsinnige und meisterliche Weise führt.

*Tobias Davids, Düsseldorf/Köln*

Andreas RANFT (Hg.), *Der Hoftag in Quedlinburg 973. Von den historischen Wurzeln zum Neuen Europa*. Berlin, Akademie Verlag 2006.

Der Band bündelt Beiträge eines internationalen und epochenübergreifend konzipierten Symposiums zur europäischen Geschichte, welches 2003 in Quedlinburg stattfand. Als Anknüpfungspunkt diente der von Otto I. zu Ostern 973 ebendort abgehaltene Hoftag, welcher wegen seiner personellen Besetzung ein „europäisches Ereignis“ darstellte und als solches zu Gegenwartsvergleichen verlockt, denn versammelt waren Repräsentanten Dänemarks, Polens, Böhmens und Ungarns sowie der Bulgaren, Beneventaner und Griechen. Hier vorzustellen sind ausschließlich die Aufsätze mit mediävistischem Schwerpunkt.

Einer Einleitung des Hg. (VII–IX) folgt *Gerd Althoff*, „Otto der Große und die neue europäische Identität“ (3–18), der die Ottonenzeit auf ihre Tauglichkeit als Vorbild und Identitätsquell der Gegenwart prüft und postuliert: „Wir sollten den vielen nationalen und nationalistischen Instrumentalisierungen der ottonischen Ostpolitik nicht unbedacht eine europäische anfügen, auch wenn sie noch so gut gemeint ist“ (7). Auch mit Blick auf das Treffen von 973 kommt er zu einer negativen Antwort: Nicht um eine Begegnung Gleichberechtigter auf Augenhöhe mit dem Kaiser im Zeichen friedlicher Zusammenarbeit habe es sich gehandelt, sondern um einen durch ein Ranggefälle geprägten Akt im ebenso komplexen wie konfliktreichen Beziehungsnetz des Ottonenreiches zu seinen Nachbarn. *János Gulya*, „Der Hoftag in Quedlinburg 973“ (19–27), bietet einen ereignisgeschichtlichen Abriss (nicht stets unter Heranziehung der maßgeblichen Editionen) und hätte hinsichtlich der Überlieferungslage klarstellen sollen,

dass die verlorenen, über Ableitungen jedoch rekonstruierbaren ‚Hersfelder Annalen‘ unsere Hauptquelle für das Ereignis sind. *Csanád Bálint*, „Quedlinburg: Der erste Schritt der Ungarn nach Europa und dessen Vorgeschichte (Sackgassen, Fallen, Wahlmöglichkeiten)“ (29–35), schlägt vor, die am Auftauchen einer ungarischen Gesandtschaft in Quedlinburg 973 ablesbare Wende in Ungarn seit der Lechfeldniederlage von 955 als Folge des Herrschaftsantritts von Großfürst Géza zu interpretieren. *Wolfgang Huschner*, „Benevent – Capua – Magdeburg – Salerno: Neue Erzbistümer an der Peripherie des lateinischen Europa im 10. Jahrhundert“ (37–49), vergleicht Gründungsvoraussetzungen und Merkmale der vier *sedes* im Spannungsfeld der Ost-West-Beziehungen. *Roman Michalowski*, „Polen und Europa um das Jahr 1000. Mit einem Anhang: Zur Glaubwürdigkeit des Berichts von Gallus Anonymus über das Treffen in Gnesen“ (51–72), nimmt den Brief Bruns von Querfurt an Heinrich II. zum Ausgangspunkt eines Überblicks über die Kontakte zwischen Polen und dem Ottonenreich und verteidigt im Anhang die Schilderung des genannten hochmittelalterlichen Chronisten über die Begegnung im Jahre 1000 als in ihren Kernpunkten vertrauenswürdig. *Ludwig Steindorff*, „Das Kiever Reich in Europa um das Jahr 1000“ (73–83), zeichnet die schrittweise Anbindung der Kiever Rus an den *orbis christianus* nach und verweist auf die tiefgreifenden Folgen dieser Entwicklung wie auf Parallelen in der Christianisierung anderer Reiche im östlichen Europa. *Fidel Rädle*, „Die lateinische Kultur als *tertium comparationis* der europäischen Nationen“ (87–98), legt überblicksartig dar, welche Rolle das Lateinische als Identifikationsmedium und Basis der christlich-abendländischen Kultur in einzelnen Schlüsselphasen bis zum 16. Jh. spielte. *Hedwig Röckelein*, „Heiraten – ein Instrument hochmittelalterlicher Politik“ (99–135), nimmt auf breiter Quellenbasis für Slaven, Ungarn, Franken, Skandinavien und Angelsachsen systematisierend interethnische Eheschließungen vom 10.–13. Jh. in ihrer sozialen, kulturellen und

politischen Relevanz in den Blick. Unter Einbeziehung kunsthistorischer Befunde betont sie dabei die Bedeutung der Heiratsverbindungen als Motor eines reziproken Kulturtransfers.

Martina Giese, München

Christine RATKOWITSCH (Hg.), *Die poetische Ekphrasen von Kunstwerken. Eine literarische Tradition der Großdichtung in Antike, Mittelalter und früher Neuzeit* (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Sitzungsberichte 735). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2006.

Als die Rezensentin das Inhaltsverzeichnis des Bandes las, war sie von der Multidisziplinarität des Projektes beeindruckt, denn zwölf Verfasser behandeln Autoren, Werke oder Gruppen von Werken aus unterschiedlichen Epochen und Traditionen: Apollonios Rhodios (*Antonios Rengakos*), Claudius Claudianus (*Christine Ratkowitsch*), den mittellateinischen Dichter Baudri von Bourgueil (*Werner Tellesko*), Konrad Flecks *Flore-Roman* (*Haiko Wandhoff*), Chaucer (*Mario Klarer*), die altfranzösischen Antikenromane (*Max Grosse*), Dante und Boccaccio (*Alfred Noe*), Garcilaso de la Vega (*Christopher Laferl*), die neulateinische Habsburger-Panegyrik in Österreich (*Elisabeth Klecker*), die byzantinische Dichtung (*Wolfgang Hörandner*), die vulgärsprachlichen byzantinischen Romane der Palaiologenzeit, d. h. 1259–1453 (*Carolina Cupane*) und die mündlich tradierten bosnisch-muslimischen Heldenlieder (*Georg Danek*). Die Multidisziplinarität birgt allerdings immer eine Gefahr in sich, nämlich dass eine Reihe von Interpretationen nebeneinander stehen, die zwar einzeln wertvoll sind, aber keine Verbindungslinien erkennen lassen. Es sei sofort gesagt: das Gegenteil ist hier der Fall. Die Aufsatzsammlung besticht durch ihre planvolle Organisation, die ein Gesamtpanorama der poetischen Ekphrasen in der europäischen Literatur von der Antike bis zur frühen Neu-

zeit entstehen lässt. Dies wird dadurch erreicht, dass jeder Verfasser die Geschichte der Ekphrasen in der jeweils behandelten Literatur skizziert, wobei die Wechselwirkung mit anderen Literaturen berücksichtigt wird.

Auch die Einzelinterpretationen sind durch rote Fäden verbunden, die die relevanten Aspekte und Probleme bei der Deutung von Ekphrasen erkennbar werden lassen. Besonders Augenmerk richten die Verfasser auf die Integration der Ekphrasen in das jeweilige Werk und auf die Funktion, die sie darin erfüllt. Außerdem stehen die intertextuellen Beziehungen im Mittelpunkt, denn die Autoren greifen häufig auf die Tradition zurück, um sie zu zitieren, zu variieren oder umzudeuten. Gerade in den Fällen, in denen ein bestimmtes Kunstwerk Vorbild der Ekphrasen sein kann, zeigt sich häufig, dass die Dichter eher die literarische Tradition zitieren als den Gegenstand beschreiben (Baudri, die neulateinischen Autoren der Habsburgerzeit). Nur Garcilaso lässt eine genaue Beobachtung der zeitgenössischen Kunst erkennen. Das Problem ist besonders akut, wenn anhand der Texte das Aussehen verschwundener Gebäude rekonstruiert werden sollte (wie in der byzantinischen Dichtung). Die Auswahl der beschriebenen Gegenstände ist ebenfalls Gegenstand der Diskussion. Häufig erscheinen sie nicht als Kunstgegenstände, die ästhetischen Genuss bereiten, sondern als Wunder, die den Leser beeindrucken sollen. Einen besonderen Fall stellen die Ekphrasen von Träumen dar, denn sie lassen die Grenzen zwischen Text und Bild verschwimmen. Chaucers Ekphrasen lassen ein Verständnis von Text erkennen, das Wörter und Bilder integriert. Seine Traumbilder halten in der Erinnerung sowohl Betrachtetes als auch Gelesenes fest. Boccaccio thematisiert das Dilemma: Geben die Worte des Autors ein Bild wieder, oder schaffen sie vielmehr erst das Bild? Ein weiteres, in den Interpretationen rekurrentes Thema ist das Oszillieren zwischen Beschreibung und Erzählung. Dies betrifft sowohl die Integration der Ekphrasen in ein narratives Werk

(Cupane) als auch die Ekphrasis selbst, denn in den beschriebenen Artefakten werden häufig Vorgänge als Bilder verdichtet (Grosse, Laferl).

Fassen wir zusammen: Dieser Band kann als Einführung sowohl in die interpretatorischen Probleme als auch in die Geschichte der Ekphrasis empfohlen werden, er stellt eine gelungene interdisziplinäre und komparatistische Arbeit dar.

*Carmen Cardelle de Hartmann, Heidelberg*

Jörg ROGGE (Hg.), Fürstin und Fürst. Familienbeziehungen und Handlungsmöglichkeiten von hochadligen Frauen im Mittelalter (Mittelalter-Forschungen 15). Ostfildern, Jan Thorbecke 2004.

Seit etwa 1990 vertritt Heide Wunder die These, Herrschaft in Spätmittelalter und Früher Neuzeit sei über ein aufeinander bezogenes „Arbeitspaar“ definiert worden, eine Geschlechtergemeinschaft also, in der auch der weibliche Part eine wichtige politische und gesellschaftliche Machtfunktion erfüllt habe. Diese These ist seither an vielfältigen Einzelbeispielen verifiziert und näher ausgeführt worden. Die Beiträge dieses Sammelbandes, der die Erträge eines 2002 in Mainz veranstalteten Symposions enthält, entstanden mehrheitlich im Zusammenhang mit Promotionen bzw. Habilitationen, und sie repräsentieren einen fortgeschrittenen, differenzierten Stand der Historischen Frauen- und Geschlechterforschung über das Leben adliger Damen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Untersucht werden sowohl die weiblichen Aktivitäten innerhalb von weltlichen und geistlichen Herrschaftsverhältnissen als auch das Alltagsleben adliger Frauen in Familien und Netzwerken. Das Fazit aller Einzelbeiträge ist bemerkenswert einhellig und bestätigt die Normalität und die große Bedeutung weiblicher Macht. Die Frauen spielten eine dynamische Rolle, um ihre Handlungsspielräume selber zu definieren und auszufüllen. Besonders hervorzuheben sind zwei Beiträge über Ungarn, die das schwerpunktmäßig mitteleu-

ropäische Spektrum der Beispiele in den Osten hinein erweitern.

Der Herausgeber, Jörg Rogge, führt in seiner Einleitung aus, in der mediävistischen Geschlechtergeschichte herrsche, anders als in der Germanistik, eine Fragestellung vor, die, neben Einzelbeispielen großer Frauen, vor allem die „Funktionalisierung im Dienst des Familieninteresses, spezifische Unterdrückung der Frauen, Unterwerfung von Körper und Geist unter die Kontrolle der Männer“ (9) untersuche. Zudem habe sie „die ständische Dimension aus[ge]blendet“ (9). Resümierend mahnt er zur Überwindung dieser Tendenzen einen „kulturvergleichenden Ansatz“ an, bei dem die „Handlungsspielräume der Fürstinnen“ erforscht werden sollen, eine „neue Dimension“, die die Historische Geschlechterforschung bisher nicht genügend bedacht habe (18).

Sofern es überhaupt eine einheitliche Historische Geschlechterforschung gibt, hat sie freilich seit 20 Jahren auf der vielfältigen Durchdringung der ganz unterschiedlichen pluralen Bedingungsfaktoren für weibliches Handeln beharrt, wobei zweifellos der soziale Stand eine besondere Funktion erfüllt. Von weiblicher „Unterdrückung“, ja „Unterwerfung“ hat sie nie gesprochen, wohl aber immer schon konkrete Handlungsspielräume ausgeleuchtet. Die Einzelbeiträge sprechen denn auch in ihrem Belegapparat eine andere Sprache als der Herausgeber: Systematisch wird die Kritik der Genderforschung an der Rechtsgeschichte fortgesetzt, da diese den formalen normativen Rahmen überbetont und die realen Möglichkeiten weiblichen Handelns in der täglichen Praxis unterschätzt habe. Das wohl am meisten bestätigend zitierte Werk in diesem Buch ist die Dissertation von Claudia Opitz über Heiligenviten aus dem Jahre 1987, in deren Tradition sich offenbar die meisten der seither verfassten Arbeiten sehen. Es begründete eine dynamische vergleichende Quellenanalyse des „Lesens gegen den Strich“, das bereits entscheidende Faktoren der kulturwissenschaftlichen Analyse vorausnahm. Gerade umgekehrt wie Rogge sieht denn auch der Beitrag von Regina Schäfer die Negierung weiblicher potestas nicht in der historischen

Forschung, sondern vor allem durch die „Rezeption literarischer Quellen“ (205) bedingt, wie sie etwa DUBY auswertete. Ein angemessenes Bild von dem Phänomen weiblicher Macht ist für das Verständnis des Mittelalters von zentraler Bedeutung. Dieser Band mit seinen

wichtigen und vielfältigen Fallbeispielen, seiner klaren Ergebnisperspektive und seiner Kontroverse zwischen Herausgeber und Beitragenden ist daher auch für die mediävistischen Nachbarfächer von großer Bedeutung.

*Bea Lundt, Flensburg/Berlin*